

Innovative Aufsätze

Die folgende Zusammenstellung ist eine Auswahl aus umfangreichen Textsammlungen, die u. a. einige Grundanschauungen in unseren Natur- und Geisteswissenschaften hinterfragen.

Johannes K. Hofer

Inhalt

Vorwort.....	3
Kurzbeschreibung der Aufsätze	6
1. Der Untergang der klassischen Mayahochkultur – ökonomische Kausalität oder ideeller Paradigmenwechsel?	13
2. Der Mensch als erkennendes und handelndes Wesen	29
3. Das Menschenbild des Konstruktivismus und das Phänomen der primären Hochkulturen	41
4. Auge, Greifhand und Sprachbild	57
5. Das Konzept des metaphysischen Sprachbildes und das Ende der Philosophie von Ludwig Wittgenstein	62
6. Wie wirklich ist die Wirklichkeit?	69
7. Zur Evolutionstheorie von Charles Darwin (aus meinem philosophischen Tagebuch II).....	76
8. Entdeckung einer bronzezeitlichen Höhensiedlung in der Obersteiermark	80
9. Das ungeplante und ungewollte Jahrhundert – der Erste Weltkrieg als Epochenbruch.....	87
10. Auswahl einiger Aufzeichnungen aus meinem philosophischen Tagebuch „Aurora, goodbye! – Aus den Tagebüchern und Notizblättern eines Philosophen“	93

Vorwort

Die Geschichte der Wissenschaften in den letzten fünfhundert Jahren ist in ihren innovativen Phasen gekennzeichnet durch Offenheit für das Neue sowie durch ein vollkommenes Engagement eben dafür. Beide Eigenschaften traten etwa in der Geschichte der europäischen Neuzeit vornehmlich bei Außenseitern von Wissenschaftlern auf, die sich mit ihren Anschauungen außerhalb der etablierten Schulmeinungen befanden. Aus dieser Sicht ist es kein Zufall, dass beginnend mit Nikolaus Kopernikus und Galileo Galilei bis hin zu Michael Faraday und Charles Darwin die bedeutendsten und innovativsten wissenschaftlichen Neuerungen von Außenseitern der etablierten Wissenschaften eingeführt wurden.

Kopernikus und Galilei vertrauten nicht mehr dem, was in den antiquierten mittelalterlichen Büchern und aus der Antike stammenden Texten stand, sondern ihrer eigenen Beobachtungsgabe. – Als der Buchbinderlehrling Michael Faraday, der wegen seiner naturwissenschaftlichen Ambitionen eine Laborantenstelle bei einem bedeutenden Chemiker des 19. Jahrhunderts erhielt, dort mit Professoren der Universität Cambridge in Kontakt kam, nahm er die bislang völlig irriige Meinung eines elektromagnetischen Feldes an, das sich um einen Draht bildet, durch den elektrischer Strom fließt. Die Professoren aus Cambridge meinten entsprechend dem bisherigen überlieferten physikalischen Verständnis, dass der Strom nur durch den Draht fließen könne, und pochten darüber hinaus auf ihre Autorität als Forscher und Lehrer der renommierten Universität Cambridge.

Faraday nahm jedoch felsenfest die bislang als absurd geltende Meinung an, die sich im Übrigen durch Experimente erhärten ließ, dass der elektrische Strom, der durch einen Draht fließt, um sich herum so etwas wie ein imaginäres Kraftfeld aufbauen müsse. Als ein Professor dem absoluten wissenschaftlichen Außenseiter Michael Faraday klarmachte, dass an der Universität Cambridge der Strom immer noch durch den Draht fließe, antwortete dieser: „Mag sein, dass man dies an der Universität Cambridge lehrt, aber es erklärt nicht, was sich hier bei diesem Experiment vor unseren Augen abspielt.“

Eine Kompassnadel nahm nämlich, sobald man sie in die Nähe einer elektrischen Stromleitung brachte, eine spontane Bewegung an und zeigte in eine Richtung, in die sie nach dem bisherigen überlieferten physikalischen Verständnis eigentlich gar nicht hätte zeigen dürfen. Das neue Phänomen ließ sich eben nur durch die Annahme eines elektromagnetischen

Kraftfeldes außerhalb des Drahtes erklären, wie es nur ein Außenseiter der etablierten Wissenschaft wahrnehmen und vertreten konnte.

Die vorliegende Sammlung von Aufsätzen beinhaltet ebenfalls Anomalien und Widersprüche innerhalb der etablierten Wissenschaften und deren Autoritäten, die Insidern unserer Wissenschaftskultur vermutlich gar nicht auffallen und nicht auffallen können. – Die etablierten Vertreter unserer Universitätswissenschaften sind nämlich derartig intensiv mit ihren Grundanschauungen und Paradigmen verwurzelt, dass sie aufgrund ihrer subjektiven menschlichen Wahrnehmungsstruktur gar nicht anders können, als die Wirklichkeit so wahrzunehmen, wie sie sich diese wünschen und erwarten. Einem Außenseiter fallen sehr wohl Ungereimtheiten auf, die insgesamt in Aufsätzen und Essays auf vielen hundert Seiten dargelegt und niedergeschrieben wurden. Eine kurze Auswahl daraus ist in den folgenden Aufsätzen zusammengestellt, wobei beinahe jeder dieser Aufsätze gravierende Widersprüche und Ungereimtheiten in den betreffenden etablierten natur- und geisteswissenschaftlichen Systemen darlegt. Grundlage und Ursprung beinahe aller dieser Essays sind meine universitäts- und wissenschaftskritischen philosophischen Tagebuchaufzeichnungen.

Die vorliegenden Aufzeichnungen hinterfragen bewährte Grundparadigmen in unseren Natur- und Geisteswissenschaften. Viele wissenschaftliche Disziplinen vertreten beispielsweise die veraltete Ansicht, dass man die Natur, aber auch viele Phänomene der Kultur durch empirische Beobachtung exakt beschreiben und erklären könnte. Tatsächlich entspringen viele Ordnungsprinzipien, welche wir der Natur oder Kultur zuschreiben, den Ordnungsintentionen und subjektiven Anschauungen unseres eigenen Bewusstseins. Das seit Nikolaus Kopernikus und Galileo Galilei grundgelegte empirische Abbildparadigma, welches den Aufstieg der europäischen Naturwissenschaften einleitete, wird als kulturspezifisches Teilwissen mit monokausalen Erklärungsversuchen entlarvt.

Auch scheinbar objektive und durch Experimente erprobte naturwissenschaftliche Ergebnisse gelten nur unter ganz bestimmten Bedingungen, wobei diese kulturspezifischen Bedingungen nur zu oft ignoriert werden oder unzureichend definiert sind. Ein Beispiel: Vor einigen Jahrzehnten wurde ein Nobelpreis vergeben für eine zweifellos hervorragende Arbeit, welche das Farbsehen von Bienen nachweisen konnte. Da es aber in der objektiven physikalischen Realität keine Farben gibt, auch kein Hell und Dunkel und keine konturenscharfen, separierten Formen oder Gerüche, können unter einer strengen erkenntnistheoretischen Anschauung Bienen keine Farben wahrnehmen. Alle diese bezeichneten Eigenschaften und

Qualitäten einschließlich der Anschauungsform der Materie, des Raumes, der Zeit sind artspezifische Konstruktionen des menschlichen Zentralnervensystems.

Auch die Anschauungsformen der Kausalität, das Prinzip von Ursache und Wirkung und Verallgemeinerung bei Beobachtungen in der Natur und Kultur sind spezifische menschliche Erkenntnisqualitäten, die, wenn sie unreflektiert eingesetzt werden, kein repräsentatives Abbild der zu beschreibenden Erkenntnisgegenstände garantieren. Denn letztendlich bieten uns unsere Sinnesorgane keinen unmittelbaren Zugang zur Wirklichkeit. Diese methodische erkenntnistheoretische Schranke ist vor allem deshalb bedingt, weil das menschliche Zentralnervensystem sowohl in der sensorischen Erkenntnis als auch in der sprachlichen Erkenntnis ständig eigendynamische neue Wirklichkeiten konstruiert.

Andererseits können wir gerade durch die artspezifische Neukonstruktion der Wirklichkeit in dieser Welt erfolgreich handeln. Die reale, objektive, physikalische Wirklichkeit könnte man demnach mit einem konturenarmen Filmnegativ vergleichen. Die wirklichkeitsverfälschenden, erkenntnisaneignenden Instanzen des Menschen und seines überaus stark ausgebildeten Zentralnervensystems schaffen ein konturenscharfes, handlungsrelevantes, aber vom Original stark verzerrtes Filmpositiv. Das alles mag hier ein wenig abstrakt und kompliziert erscheinen. Die folgenden Aufsätze legen an praktischen Beispielen dar, dass sich unter Berücksichtigung dieser, aber auch anderer erkenntnismäßiger Besonderheiten sowohl in den Natur- als auch in den Geisteswissenschaften einige neue methodische und inhaltliche Konsequenzen ergeben.

Johannes Hofer
Kindberg, Jänner 2016

Kurzbeschreibung der Aufsätze

1. Aufsatz: Der Untergang der klassischen Maya-Hochkultur – ökonomische Kausalität oder ideeller Paradigmenwechsel?

Nach dem herkömmlichen kausal bestimmten Geschichtsbild hat der Mensch kraft seiner Vernunft durch sein planvolles Handeln eine immer höhere Kulturstufe erklommen. Nicht wenige historische Phänomene lassen sich aus diesem Menschen- und Geschichtsbild nicht erklären: Dazu gehört beispielsweise die rätselhafte Aufgabe der Maya-Metropolen im 9. Jh. n. Chr. Als Ursache dafür können bei einer umfassenden, integrierenden Sichtweise nicht kausal-monistische Erklärungen wie Niederschlagsmängel, Klimawandel, Auszehrung des Bodens, Bevölkerungsüberschuss oder Ähnliches angeführt werden. Der bislang weitgehend ungeklärte Untergang der klassischen Maya-Hochkultur war demnach entsprechend den vorgeschlagenen Hypothesen in einem Paradigmenwechsel im überaus komplexen religiösen und metaphysischen Weltbild der Mayas bedingt mit weitreichenden Konsequenzen auf die betreffende Sozialstruktur, insbesondere für die sakralen und militärischen Eliten (2009).

2. Aufsatz: Der Mensch als erkennendes und handelndes Wesen

Dieser Aufsatz wurde aus der unter meiner vielen hundert Seiten umfassenden Sammlung von Aufsätzen und Essays vor allem deshalb für die vorliegende repräsentative Zusammenstellung ausgewählt, weil das darin dargelegte Menschenbild eine bessere Voraussetzung zum Verständnis der folgenden Aufsätze bietet.

Die stärkste biologische Lebensäußerung jedes höheren Organismus, so auch des Menschen, ist nicht das Erkennen, das Wahrnehmen, die Suche nach der Wahrheit oder ähnliche mehr oder weniger abstrakte Funktionen, sondern das Verhalten. Wie bei allen biologischen Organismen ist die Informationsaufnahme, also das, was die Philosophie beim Menschen als Erkenntnis und Erkenntnisfähigkeit bezeichnet, die Voraussetzung für ein lebensadäquates Verhalten und Handeln. Auch die Hauptfunktion der menschlichen Sprache kann nicht in einer bloßen Informationsübermittlung, also in einer primären Erkenntnisfunktion, angenommen werden, sondern in einer allgemeinen Erhöhung des menschlichen Handlungspotenzials.

Die Besonderheit der menschlichen Sprache liegt nun darin, dass sich diese nicht nur auf reale Umweltgegebenheiten bezieht, sondern dass sie auch fähig ist zur Schaffung von metaphysischen und imaginären Weltbildern. Diese sind wiederum nicht Selbstzweck,

sondern erhöhen das menschliche Handlungspotenzial weiter in unermesslichem Ausmaß und wurden prägend für die gesamte Kulturgeschichte (2011).

3. Aufsatz: Das Menschbild des Konstruktivismus und das Phänomen der primären Hochkulturen

Entsprechend dem herkömmlichen kausal-monistisch und ökonomisch dominierten Geschichtsbild entstanden die primären Hochkulturen vor allem aus der Notwendigkeit organisierter Flussregulierungen an einigen großen klimatisch begünstigten Flussoasen und den damit verbundenen ökonomischen Produktionsüberschüssen. In der vorliegenden kurzen Abhandlung wie auch meinem umfangreichen Schrifttum dazu wird darzulegen versucht, dass auch mentale und sprachliche Konstruktionen, beispielsweise in Metaphysik und Religion, von wesentlicher handlungsauslösender und kulturschöpferischer Kraft waren. Die frühen Hochkulturen sind somit nicht nur aus den Bedingungen, Notwendigkeiten und Umständen einer pragmatischen Umweltbewältigung entstanden, sondern vor allem auch aus den irrationalen Motiven der Befriedung metaphysischer Lebensbilder im weitesten Sinne (2009).

4. Aufsatz: Auge, Greifhand und Sprachbild

Nach unserem ratiomorphen Menschen- und Geschichtsbild hat der Mensch also kraft seines Verstandes eine immer höhere Kulturstufe erreicht. In dem kybernetisch verschränkten System von scheinbar rationaler und objektiver Erkenntnis, pragmatischer Umweltbewältigung und sprachlicher Informationsübermittlung gibt es einen großen irrationalen Faktor: Die Hauptintention der menschlichen Sprache ist es zwar, das Handlungspotenzial des Menschen wesentlich zu erhöhen, doch dies geschieht nicht nur nach objektiven und rein pragmatischen Kriterien, sondern auch durch irrationale, metaphysische Konstruktionen, zu denen eben die spezifisch menschliche Sprache fähig ist.

Metaphysische und irrationale sprachliche Konstruktionen sind also nicht bedeutungslos, wie es die Tradition der analytischen Sprachphilosophie des 20. Jahrhunderts darzustellen versuchte, sondern sie haben in der soziokulturellen Lebenswelt eine massive verhaltenssteuernde und damit kulturbestimmende Relevanz (2014).

5. Aufsatz: Das Konzept des metaphysischen Sprachbildes und das Ende der Philosophie von Ludwig Wittgenstein

Die Grundkonzeption beinahe aller meiner Aufsätze und kurzen Essays, auch derjenigen, die in dieser Sammlung nicht enthalten sind, wird besonders in der folgenden Abhandlung deutlich. Die etablierte Universitäts- und Kathederphilosophie, aber auch ihre Kultfiguren werden einer radikalen Kritik unterzogen.

Während also die Sprachphilosophie des 20. Jahrhunderts und auch ihren Hauptvertretern in der Sprache vor allem ein Instrument der Informationsübermittlung und erkenntnismäßigen Wahrheitssuche im weitesten Sinne sahen, wird in den vorliegenden Konzepten eine neue wesentliche Grundfunktion des Phänomens der Sprache vorgeschlagen: Als Hauptintention der menschlichen Sprache wird die Erhöhung des menschlichen Handlungspotenzials angesehen und keineswegs eine abstrakte Suche nach der Wahrheit etwa im Dienste einer spätmodernen Wissenschaftskultur. – Die Erhöhung des menschlichen Handlungspotenzials leisten auch und vor allem irrationale und metaphysische Sprachkonstruktionen: Ohne diese wäre die höhere Kulturdynamik auch unserer Zivilisation mit ihrem ideologischen Grundparadigmen nicht möglich (1997).

6. Aufsatz: Wie wirklich ist die Wirklichkeit?

Unter all den hier vorgelegten kurzen Abhandlungen ist das vorliegende Essay vielleicht am bedeutendsten, dies deshalb, weil die Grundlage aller meiner historischen, kulturphilosophischen und wissenschaftstheoretischen Abhandlungen eben die Erkenntnistheorie ist, welche unvermeidlich in Fragen in der uns umgebenden natürlichen soziokulturellen und sozialen Wirklichkeit mündet.

Obwohl die neuzeitlichen Naturwissenschaften seit der Renaissance einen ganz wesentlichen Beitrag zur dynamischen soziokulturellen Evolution jener Epoche beitrugen, welche wir die „Neuzeit“ nennen, ist bislang nicht im Mindesten geklärt, auf welche erkenntnistheoretischen Grundannahmen sich etwa die Naturwissenschaften tatsächlich gründen. – Als eine der wesentlichsten Fragen dabei, die ich zugleich als eine der bedeutendsten erkenntnistheoretischen Fragen des 21. Jahrhunderts ansehen möchte, ergibt sich dabei Folgendes: Entspringt dasjenige, was ein Mensch in seiner Umgebung wahrnimmt, das er also beschreiben, erklären und deuten will, tatsächlich den Ordnungsintentionen seiner Umgebung, etwa auch der Natur mit ihrem Mikro- und Makrokosmos, oder entspringen diese Ordnungsmuster nicht vorwiegend seinem eigenen Bewusstsein und Zentralnervensystem? Diese wesentlichen Differenzierungen betreffen nicht nur, was evident erscheinen mag, Vorurteile, Ideologien, Magie, Religion und Metaphysik, sondern auch die Inhalte der Naturwissenschaft selbst (2008)!

7. Aufsatz: Zur Evolutionstheorie von Charles Darwin (aus meinem philosophischen Tagebuch II)

Der Mensch hat sich in seiner viele hunderttausend Jahre währenden Phylogenese einige Erkenntnisprinzipien angeeignet, die sich im Steinzeitdasein sehr gut bewährt haben. Neben der Appetenz zur raschen Deutung von spezifischen Außenweltinformationen, zu deren weitgehend unreflektierten Verallgemeinerung sowie der Fähigkeit, aus relativ kleinen Teilinformationen ein umfassendes kohärentes Weltbild aufzubauen, zählt vor allem die kultur- und artspezifische Neigung des „Homo sapiens“ zur monokausalen Schlussfolgerung zu diesen im Stadium einer hohen Zivilisation trügerischen Erkenntnisstrategien.

Es ist ein in der scheinbar so objektiven Wissenschaftskultur noch viel zu wenig beachtetes Phänomen, dass auch der scheinbar so objektiv und vorurteilsfrei agierende Wissenschaftler und Forscher der europäischen Neuzeit kaum eine Chance hat, seinen stammesgeschichtlichen Anlagen zum strukturell fragmentarischen Erkenntnisgewinn bei seiner Forschungstätigkeit zu entkommen. Beinahe alle Wissenschaftler der europäischen Neuzeit hatten im überaus komplexen und dynamischen Systemgefüge von Natur und Kultur die eindeutig nachzuweisende Tendenz, möglichst einfache Ordnungsprinzipien zu finden. Dazu zählt auch und in erster Linie die Tendenz des monokausalen Schließens, dass also für sehr komplexe Systeme meist nur eine Ursache angenommen wird und diese noch dazu kausal mit spezifischen Erscheinungen verkettet wird.

Gerade die Evolutionstheorie von Charles Darwin ist ein hervorragendes Beispiel für diese zu hinterfragende und grundsätzlich irrumsanfällige Entwicklungstendenz in der scheinbar so objektiven Forschungspraxis. – Durch die vielen Angriffe auf die darwinistische Lehre entwickelte sich so etwas wie eine Orthodoxie und irrationale Starrheit zur Abwehr, vergleichbar etwa der strukturellen Orthodoxie und Abwehrhaltung der Psychoanalyse. Dadurch war eine offene und freie Diskussion über die darwinistische Lehre nicht immer möglich, wenngleich einer der vielen Angriffspunkte bis heute gerade darin bestand, dass die wenigen Evolutionsmechanismen, die Charles Darwin geltend machte, nicht ausreichen würden, um so beispielsweise ein komplexes Phänomen wie die Menschwerdung zu beschreiben und zu erklären (2007).

8. Aufsatz: Entdeckung einer bronzezeitlichen Höhensiedlung in der Obersteiermark

Im Jahr 1989 entdeckte ein ehemaliger Schulkollege von mir in seinem Waldstück bei Krieglach ein 22 cm langes Lappenbeil aus der Übergangsperiode von der Bronzezeit zur

Hallstattzeit. Der Fund dieses urgeschichtlichen Artefaktes, dem ein Alter von rund 3000 Jahren zuzuschreiben ist, war für mich der Anlass, im Rahmen meiner allgemeinen urgeschichtlichen Nachforschungen in meiner engeren Heimat mich auch in der Gegend um Krieglach nach einem möglichen urgeschichtlichen Siedlungsplatz umzusehen.

Einige Zeit später stieß ich im Rahmen meiner Nachforschungen im Gelände auf den sog. Karnerkogel, einen sanften Inselberg nahe Krieglach, der an seiner Kuppe an drei Seiten stufenartige Geländeformationen aufwies, welche für mich ein Hinweis auf eine mögliche urgeschichtliche Wallanlage waren. Nach großen Widerständen und vielfach erfahrener Skepsis gelang es mir schließlich im Jahr 2009, auf dem Karnerkogel eine Feststellungsgrabung durch das Bundesdenkmalamt zu initiieren. Das Ergebnis war für diese Region der Obersteiermark, die auf den archäologischen Landkarten bislang als „weißer Fleck“ galt, eine Sensation: Die aufgefundenen Tonscherbenfragmente bestätigten die Vermutung einer urgeschichtlichen Siedlung, waren aber wesentlich älter, als von mir zunächst vermutet, und der Zeit um 1200 v. Chr. zuzurechnen.

Auch an diesem Beispiel der Verifizierung einer urgeschichtlichen Siedlung wird deutlich, dass praktisch jede neue, innovative Idee zunächst als Störung eines bestehenden, tradierten Sprach- und Weltbildes empfunden wird. Verwunderlich ist, dass selbst in unserer ratiomorphen, angeblich von Vernunft und innovativem Geist bestimmten Wissenschaftskultur sich Zweifel und Ablehnung trotz rationaler Argumente und sog. objektiver Fakten so hartnäckig zu halten vermögen.

9. Aufsatz: Das ungewollte und ungeplante Jahrhundert – der Erste Weltkrieg als Epochenbruch

Vor rund 100 Jahren ereignete sich das Attentat von Sarajevo auf das österreichische Thronfolgerpaar, welches in einer Kette von ununterbrochenen Ereignissen in den ersten Weltkrieg mündete. Die vielen in den Zeitungen und Publikationen dargebotenen Kommentare legten meiner Ansicht nach nicht ausreichend die eigentliche und essenzielle Besonderheit der nun folgenden Epoche dar, in deren Schwung wir mit allen positiven und negativen Implikationen der damaligen Ereignisse noch heute leben.

Da man als Außenseiter der Wissenschaft kaum eine Chance hatte, eingereichte Aufsätze in Zeitungen oder Zeitschriften publiziert zu finden, versuchte ich es mit einem Leserbrief. Da auch dieser nicht abgedruckt wurde, verfasste ich spontan den vorliegenden Aufsatz über den Ersten Weltkrieg und seine kulturhistorische Bedeutung. Wie viele andere zeitkritische

Aufsätze zuvor versuchte ich, diesen bei großen Tages- und Wochenzeitungen einzureichen, um darin eine Publikation zu ermöglichen. Ausnahmslos bekam ich von keiner einzigen österreichischen oder deutschen Zeitung auch nur eine Antwort, nicht einmal eine höfliche Absage. Trotz allem glaube ich, dass auch der betreffende Aufsatz eine zeitkritische Diskussionsgrundlage sein kann.

Nur wenn man entsprechend unserem ratiomorphen, also vernunftbestimmten Menschenbild die menschliche Kultur und Kulturgeschichte als Ergebnis des planvollen Wollens und Handelns des Menschen annimmt, kann man zur Ansicht gelangen, dass der Mensch in einem allgemeinen Fortschrittsprozess eben kraft seiner Vernunft eine immer höhere Kulturstufe erlangt hat. Tatsächlich sind auch die Begriffe der kulturellen Höherentwicklung und des Fortschritts rein subjektiver, kulturspezifischer Natur, denen keine allgemeine Gültigkeit zukommt (2014).

10. Aufsatz: Auswahl einiger Aufzeichnungen aus meinem philosophischen Tagebuch „Aurora, goodbye! – Aus den Tagebüchern und Notizblättern eines Philosophen“

Die Wissenschaft und Wissenschaftskultur ist nach dem Paradigma der Aufklärung ein transparentes, rationales, demokratisches und vor allem allgemein nachvollziehbares Kulturphänomen, von dem idealtypisch jeder profitieren kann und in das auch – zumindest theoretisch – jedermann etwas einbringen kann. – Vielleicht ist es tatsächlich naiv und ein wenig weltfremd, wenn ein junger Student meint, sich mit rationalen Argumenten, und seien sie noch so fundiert und gründlich vorbereitet, an dieser durchaus elitären und im Prinzip auch nicht demokratischen Wissenschaftskultur beteiligen zu können. Die Erfahrungen und oft kuriosen Erlebnisse dabei machen einen Großteil meiner immer mehr als universitäts- und wissenschaftskritisch deklarierten Tagebuchaufzeichnungen aus und sind somit durchaus von allgemeinem soziokulturellem und aufklärerischem Interesse.

Neben aktuellen wissenschafts-, gesellschafts- und zivilisationskritischen Essays sind in meinen sehr umfangreichen philosophischen Tagebuchaufzeichnungen auch immer wieder Konzepte, Beiträge und Hypothesen zu aktuellen Fragen in den Geisteswissenschaften, in geringerem Ausmaß aber auch zu Fragen der Naturwissenschaften zu finden. Auf diese im Grunde positiven, konstruktiven Beiträge konzentriert sich auch die vorliegende Auswahl (1976-2011).

Mein wissenschafts- und universitätskritisches Tagebuch ist aktuell (2015) noch nicht publiziert, ist jedoch auf meiner Homepage unter www.johannes-hofer.at (Universitätskritik) allgemein und kostenlos zugänglich.

1. Der Untergang der klassischen Mayahochkultur – ökonomische Kausalität oder ideeller Paradigmenwechsel?

Vieles ist noch ungeklärt

Beschäftigt man sich methodisch und empirisch mit den frühen Hochkulturen, etwa mit denen der Ägypter, Sumerer, Olmeken oder Maya, so fällt auf, dass noch vieles in der Entstehung und Entwicklung der frühen Hochkulturen unerforscht und unklar ist. Dies hängt u. a. damit zusammen, dass der Mensch und damit auch der Wissenschaftler unseres rationalen post-industriellen Zeitalters zum Weltbild der damaligen Menschen nur mehr einen begrenzten Zugang haben. Während wir etwa die griechische oder römische Antike noch weitgehend begreifen – und das im wahrsten Sinne des Wortes –, ist uns das Weltbild eines keltischen Kopfbjägers oder eines aztekischen Opferpriesters ebenso unbegreiflich wie die Motive, welche zu den großen Pyramidenbauten im Alten Reich Ägyptens oder zu den Zikkuraten Mesopotamiens geführt haben.

Zu den ganz großen ungelösten Fragen der Kulturgeschichte zählt nicht nur der erstaunliche und relativ spontane Aufschwung der Hochkulturen Mesoamerikas, sondern auch der ebenso spontane und bislang weitgehend ungeklärte Verfall der klassischen Mayahochkultur.

In diesem Aufsatz wird (wie schon in meiner Publikation von 1988) ein vom herkömmlichen ökonomischen Erklärungsschema abweichender Ansatz versucht. Es wird unter anderem auf die zu unbedachte Anwendung des Kausalitätsprinzips bei historischen Erklärungsmodellen hingewiesen, wobei etwa das Kausalitätsprinzip in vielen Bereichen der klassischen Physik ihre volle Effizienz zu entfalten vermag, dessen Anwendung aber bei komplexeren Phänomenen, wie der Quantenphysik, Phänomenen des Lebens oder eben bei komplexen sozialen Prozessen, weitgehend versagt.

Letztendlich – und das ist eine meiner Grundthesen – scheiterte die klassische Mayahochkultur nicht am Wassermangel oder der Auszehrung des Bodens, also an ökonomischen Ursachen, sondern an ihrer Komplexität einschließlich der Komplexität ihres metaphysischen und religiösen Weltbildes. Damit ergibt sich ein aktueller Bezug zu unserer Zivilisation, die schon seit Jahrhunderten an einem bemerkenswerten Phänomen krankt: Was wir in der Euphorie der europäischen Aufklärung noch immer als Fortschritt bezeichnen, kann tatsächlich als Komplexitätszuwachs angesehen werden, dem der Mensch, welcher primär aus seiner Phylogenese her dem einfacheren Steinzeitdasein angepasst ist, nicht mehr

gewachsen ist. Deshalb treten in unserer Zivilisation immer wieder vollkommen neue Phänomene auf, die in einfach strukturierten Gesellschaften in dieser Form nicht vorkamen: das plötzliche Eintreten von unvorhersehbaren und nicht kalkulierbaren Ereignissen in Natur und Gesellschaft, aber auch die immer stärkere Differenzierung der Gesellschaft, trotz aller Sozialbemühungen weltweit, in Arm und Reich.

Das Rätsel des Niedergangs

Als im 19. Jahrhundert die ersten archäologischen Forscherexpeditionen in das Gebiet der ehemaligen Maya-Hochkultur vordrangen, entdeckten sie eine größere Anzahl von hochkulturellen Zeremonialzentren und Städten, welche vom Urwald eingeschlossen waren. Seit den ersten Entdeckungen und Freilegungen durch den Amateurarchäologen John Lloyd Stephens, welcher im Jahr 1839 als Erster auf Copán stieß, haben sich Generationen von Forschern und Gelehrten vor allem eine Frage gestellt: Was war die Ursache des Niedergangs dieser Hochkultur, welcher sich spontan ab dem Beginn des 9. Jahrhunderts nach Christus vollzog?

Eine Antwort auf diese Frage erscheint nicht zuletzt im Hinblick auf unsere hochkomplexe und sich ständig dynamisierende Zivilisation interessant.

Der Zeitpunkt der Aufgabe ist aus den zuletzt errichteten Bauten und Stelen, welche zumeist mit Kalenderdaten versehen waren, deutlich ersichtlich. In Palenque erscheint das letzte schriftliche, in Stein gemeißelte Datum um 784, in Copán um 800, in Quiriguá und Piedras Negras beendete man um 810 die hochkulturelle Bautätigkeit. Bislang gibt es keine allseits anerkannte Theorie, welche für dieses Phänomen eine akzeptable Erklärung liefern könnte. Bauernaufstände oder kriegerische Invasionen scheiden wegen des Fehlens von Anzeichen von Gewalt aus.

Verschiedene Hypothesen

Im heutigen Geschichtsbild überwiegen ökonomische und ökologische Erklärungsversuche wie Wassermangel, Auszehrung des Bodens durch Überbevölkerung, Niederschlagsmangel usw. Diese Erklärungsversuche weisen zwei große Schwächen auf: Erstens entsprechen sie einem veralteten Wissenschaftsverständnis, abgeleitet aus der klassischen Physik, in dem man versuchte, auch Sozialphänomene monistisch und kausal zu erklären. Tatsächlich kann eine derartig vereinfachte Sichtweise nicht der Komplexität einer Hochkultur entsprechen. Faktisch ist heute auch der spektakuläre Aufstieg von jungsteinzeitlichen Kulturen zu

Hochkulturen noch in Vielem ungeklärt. Auch dafür überwiegen hauptsächlich ökonomisch-materialistische Erklärungsansätze, wie etwa die Bedingungen organisierter Flussregulierungen.

Die primären Hochkulturen seien demnach dadurch entstanden, dass Menschen an großen Flussoasen wie am Nil oder Euphrat begannen, organisierte Bewässerungsanlagen zu betreiben. – Nach dem ökonomischen Modell sei aus dieser organisierten Bewässerungstechnik der staatenbildende Ansatz mit einer hierarchischen Gesellschaftsordnung abzuleiten, der alle Hochkulturen auszeichnete.

Dieser Erklärungsversuch berücksichtigt jedoch nicht, warum Menschen in allen frühen Hochkulturen begannen, monumentale Sakralbauten, Tempel wie Tempelstädte, Pyramiden oder Zikkurate, zu errichten. – Was den Menschen in seinem Weltbild im Innersten bewegte, ging also bei weitem über die rein praktische und ökonomische Daseinssicherung hinaus.

Die zweite systemimmanente Fehldeutung zum Untergang der klassischen Maya-Hochkultur ergibt sich meiner Ansicht nach daraus, dass von Anfang an vorwiegend Archäologen die Erforschung der Maya-Städte übernahmen. – Archäologen haben es bei ihren Erforschungen hauptsächlich mit materiellen Gegenständen zu tun, wie Tonscherbenfragmenten, verkohlten Erdschichten, wertvollen Gebrauchsgegenständen, bis hin zu großen Tempeln und Stelen. Dementsprechend suchen sie auch nach materiellen Erklärungen, die ihren materiellen Beschreibungen entsprechen sollen. Das eigentliche Wesen der Maya-Hochkultur liegt aber nicht in diesen materiellen Artefakten und architektonischen Denkmälern, sondern im ideellen Gedankengut der dort lebenden Menschen, und dieses ist uns prinzipiell nicht mehr vollständig erfahrbar und nachvollziehbar.

Die primären Hochkulturen waren theokratisch (gottesherrschaftlich) organisiert

In meinem 1988 veröffentlichten Buch „Kultur und Kreativität – Aufstieg und Fall der Hochkulturen“ stellte ich die These auf, dass etwa der Aufstieg der Hochkulturen sehr viel mit dem wandelbaren metaphysischen und religiösen Weltbild des damaligen Menschen zu tun hatte:

„Zunächst ging es dem Menschen nicht so sehr darum, in rationaler Überlegung für sein unmittelbares materielles Wohlergehen zu sorgen, ungleich wichtiger war es, naturbelebende Geister, Götter und Dämonen zu besänftigen. So ging der Mensch daran, seinen Göttern prächtige Wohnsitze und Denkmäler zu bauen, obwohl er selbst noch in armseligen Hütten

und Höhlen hauste. Und wenn die ersten Hochkulturen durch die Großartigkeit ihrer Bauten bestechen, so waren die ersten dieser Bauten – Tempel, Pyramiden, Paläste für Gottkönige etc. – sakralen Zwecken gewidmet, und erst in weiterer Folge hat man Kenntnisse, welche man aus dem sakralen Bau, d. h. aus einer ‚ideellen Motivation‘ gewann, auch in größerem Umfang für die profane Architektur verwendet.

Die ersten Städte, welche Menschen schufen, waren Zeremonialzentren. In Teotihuacán, der ‚Stadt der Götter‘ in Mexiko, einer früheren Gründung, die anderen präkolumbianischen Städten zum Vorbild wurde, nimmt der Tempelbezirk eine Fläche von sechs Kilometern Länge und dreieinhalb Kilometern Breite ein. In Uruk (Sumer) erwachsen die ersten städtischen Anlagen um den Tempel der Himmelsgöttin Inanna, in Nippur um den Tempel des Wind- und Sturmgottes Enlil, wie sich überhaupt das gesamte politische, kulturelle und wirtschaftliche Leben der frühen primären Hochkulturen um die Sakralbezirke konzentrierte.“

Natürlich gilt die Dominanz der Sakralbauten gegenüber den Profanbauten, wie etwa Wohnanlagen nur in den formativen und frühen Phasen der hochkulturellen Entwicklung. Im spätklassischen Copán bedecken die Wohnbezirke aber noch immer nicht mehr als ein Drittel des Gesamtgebietes der Tempelstadt.

Die hier vorgestellte Sichtweise eines „ideellen Paradigmenwechsels“ bzw. einer primären metaphysischen (religiösen) Motivation im Denken und Handeln des hochkulturellen Menschen gilt meiner Ansicht nach auch für den Untergang der Maya-Hochkultur. – Konkret ging ich von der Tatsache aus, dass etwa die aufgegebenen Städte im klassischen Zentralgebiet primär keine profanen Wohnstädte im heutigen Sinn waren, sondern Zeremonialstädte, welche von sakralen Eliten beherrscht wurden, wobei sich das einfache Volk nur zu religiösen Feiern und anschließenden Markttagen einfand. Die Aufgabe der Städte bedeutete für das Volk zunächst also nichts anderes als das Ende der organisierten Zusammenkünfte und ist primär durch das Ausscheiden der dortigen sakralen Eliten zu erklären.

Dabei ist festzustellen, dass etwa eine sakrale Metropole wie Copán immerhin 400 Jahre lang eine kulturelle Blüte erlebte. Und man könnte sich auch fragen, wie es überhaupt möglich war, dass eine Tempelstadt wie Copán über 400 Jahre lang einen prosperierenden hochkulturellen Sozialkörper darstellte, obwohl das eigentliche Leit- und Lebensbild dieser Kultur metaphysische und irrationale Konstruktionen waren.

Verweltlichungsprozesse wandeln Kultur und Gesellschaft

Früher oder später – das war abzusehen – mussten Säkularisationsprozesse (Verweltlichungsprozesse) einsetzen. Die sakralen Eliten verloren an Macht und Einfluss und damit ihre Akzeptanz im einfachen Volk. Eine historische Parallele dazu stellt der Niedergang des Alten Reiches von Ägypten dar, welcher mit einem nachhaltigen Wandel des ägyptischen Königsdogmas verbunden war. Die Stadtstaaten der Maya waren dem Niedergang geweiht, weil hier nicht der zweite notwendige Entwicklungsschritt einsetzte, der etwa im Orient maßgeblich war: die Ablöse der sakralen Eliten durch militärische Führer, was im orientalischen Raum nach den theokratischen Epochen zu den großen Reichsgründungen und Imperien führte. Beispielhaft dafür sind die Reiche der Akkader, Babylonier, Assyrer oder das Neue Reich Ägyptens. Ein Ramses II. hatte bereits mehr Ähnlichkeiten mit einem Heerkönig oder Soldatenkaiser Persiens oder des römischen Weltreiches als mit einem Gottkönig des Alten Reiches.

Die Ablösung dieser „sakralen Eliten“ durch „militärische Hierarchien“ als staatenbildende und staatstragende Instanzen stellt in meinen Hypothesen ein wesentliches weltgeschichtliches Thema der primären Hochkulturen dar: Der durch mehrere Jahrtausende währende Prozess, in welchem aus Priesterfürsten und Gottkönigen schließlich Feldherren, Heerkönige und Soldatenkaiser werden, geht analog mit der Entwicklung vom theokratischen Stadtstaat über das Reich zum Imperium. – Ein Phänomen, das im orientalisches-mediterranen Raum ebenso zu beobachten ist wie in den präkolumbischen Hochkulturen Amerikas oder im fernöstlichen Kulturkreis. Die ökonomischen Verhältnisse erscheinen dabei vielfach als eine Folge und nicht als Ursache von komplexen geistesgeschichtlichen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen.

Das metaphysische Weltbild des hochkulturellen Menschen

Bei der Entstehung und Entwicklung der klassischen Hochkulturen sind also viele Aspekte heute noch ungeklärt. Offensichtlich ist der Mensch des rationalen, kausal dominierten Wissenschaftszeitalters zu weit entfernt von den Motiven und der Komplexität des damaligen Geschehens, um dieses kohärent und widerspruchsfrei beschreiben und erklären zu können. – Der Mensch der hochkulturellen Zeit lebte nicht wie wir in einem kausal strukturierten, wissenschaftlichen Paradigma, er lebte in einer gänzlich anderen, magisch-religiös dominierten Welt. Vieles erlebte er mit einer derartigen Gewissheit, etwa die Dominanz und

Mächtigkeit seiner Götter und religiösen Kräfte, die unserer naturwissenschaftlichen Evidenzerfahrung gleichkommt.

Hätte man einem ägyptischen Bauern vor vier- oder fünftausend Jahren die Frage stellen können, warum er an den Sonnengott Re glaubt, hätte er seinen Glauben wohl damit empirisch begründen können, dass er den Sonnengott Re direkt sehen könne, nämlich in der Sonnenscheibe, und seine Wärme spüren könne.

Wie also einst Galileo Galilei zu Beginn unseres wissenschaftlichen Weltbildes die Monde des Jupiter empirisch nachzuweisen begann, hätte sich auch der ägyptische Bauer vor 5000 Jahren darauf berufen können, dass der Sonnengott nach seinem Wissen und Glauben deshalb existiere, weil er ihn durch seine Sinnesorgane wahrnehmen könne und weil die Fruchtbarkeit des Landes am Nil ein allgemeines, göttlich gewolltes Phänomen sei.

Dieser Denk- und Erklärungsansatz jenes fiktiven ägyptischen Bauern wäre uns heute unverständlich und nicht überzeugend. Nicht nachvollziehbar sind uns heute auch ganz allgemein die Motive des Handelns der Menschen der primären Hochkulturen. Es besteht die latente Gefahr, dass wir dieses hochinteressante und auch für unsere Zivilisation noch bedeutsame Geschichtsphänomen aus der Brille des pragmatischen Neuzeitmenschen zu rational deuten.

Ein Beispiel dafür mag eben der kausal-deterministische Erklärungsansatz für den Untergang der klassischen Maya-Hochkultur sein.

Zeitepochen und geographischer Raum – Evolution und Stagnation

Geschichte als soziokulturelle Evolution ereignet sich in geographischem Raum und in historischer Zeit: Als Blütezeit der klassischen Maya-Hochkultur gilt die Epoche zwischen 300 n. Chr. und 950 n. Chr. Während in dieser Zeit also Europa den Stürmen der Völkerwanderung zu widerstehen hatte und danach einen Tiefpunkt seiner Kultur erlebte, erfuhr die mesoamerikanische Maya-Hochkultur gerade damals eine einzigartige Blüte, um danach aus bislang unerklärlichen Gründen wieder zu verlöschen.

Die Maya siedelten auf den Gebieten des heutigen Mexiko einschließlich Yucatán, im Norden Guatemalas (Petén), in Belize sowie in angrenzenden Teilen von Honduras und El Salvador. In Größe und Form entspricht der Siedlungsraum der Maya in etwa dem Gebiet der heutigen

Bundesrepublik Deutschland. Den nördlichen Teil des Kulturraumes bildet die Halbinsel Yucatán.

Erstreckten sich im Norden die Städte der Tiefland-Maya, so lebten weiter südlich, im Raum der mesoamerikanischen Kordillern und deren Ausläufer, die Hochland-Maya. Im äußersten Süden reichte das Gebiet der Maya-Hochkultur bis zum pazifischen Ozean.

Sowohl die Ausdehnung als auch die „Lebensdauer“ der Maya-Hochkultur entspricht durchaus dem allgemeinen Paradigma von frühen Hochkulturen und ist damit vergleichbar mit den großen orientalischen Hochkulturen.

Das Alte Reich von Memphis in Ägypten bestand im Zeitraum von 2850 – 2200 und erfuhr in dieser Epoche mannigfache soziokulturelle, religiöse, architektonische und ökonomische Veränderungen. Die klassische Primärkultur der Sumerer existierte nur wenige Jahrhunderte, ehe sie durch ständige semitische Einwanderungswellen gänzlich modifiziert wurde. Das daran anschließende Reich von Akkad, gegründet vom Ostsemiten Sargon, zerfällt rund zweihundert Jahre nach dessen Tod wieder in Kleinstaaten. Unter der Herrschaft des Sargon verbreitete sich die nunmehr neu entstandene sumerisch-akkadische Kultur im ganzen Vorderen Orient und erhielt dabei für die weiteren soziokulturellen Prozesse eine breite und stabile Basis bei ständig neuen Kulturmodifikationen. Das Altbabylonische Reich des Hammurabi um 1700 v. Chr. zerfällt nach einer nur kurzen Blütezeit.

Was die isolierte Maya-Hochkultur tatsächlich von der orientalischen Entwicklung unterschied, war, dass nach den frühen theokratischen Motiven, begründet u. a. durch die Vorgängerkultur der Olmeken, keine umfangreiche Weiterentwicklung auf der Basis militärischer Reichsgründungen stattfand. Eine Ausnahme bildet dabei die Maya-Renaissance auf Yucatán. Aber selbst hier waren die militärischen bzw. aristokratischen Führer offensichtlich nicht fähig, das alte Kulturerbe der elitären Priesterkassen in vollem Umfang zu übernehmen, und zwar deshalb nicht, weil es intellektuell zu anspruchsvoll und zu komplex war.

Mit anderen Worten: Die eigentliche Besonderheit beim „Untergang“ der klassischen Maya-Hochkultur liegt nicht in deren historischem Verfallsprozess. Dieser ist ein allgemeingültiges, ja selbstverständliches und zu erwartendes Kulturphänomen. (Alles andere wäre als eine ungewöhnliche Ausnahme zu betrachten.) – Die Besonderheit der Maya-Hochkultur und deren Stagnation liegt in den fehlenden Bedingungen für eine weitere hochkulturelle Evolution auf Grund militärischer Herrschaftsinstanzen.

Metaphysische Fiktionen sowie militärische Macht- und Reichsstrukturen waren in der hochkulturellen Evolution den ökonomischen Vorbedingungen in ihrer gesamt-kulturellen Bedeutung in jedem Fall übergeordnet. Die Ökonomie lieferte immer nur hinreichende Bedingungen für eine hochkulturelle Evolution, aber keine kausale Notwendigkeit dafür.

Die „Griechen Amerikas“

Die Maya wurden zuweilen mit der antiken griechischen Kultur im Mittelmeerraum verglichen und dabei als „Griechen Amerikas“ bezeichnet. Man verwies darauf, dass sich auch die Hochkultur der Maya – wie bei den Griechen – in großteils unabhängigen Stadtstaaten manifestierte und dass es zu keiner Reichsbildung mit einer zentralen Hauptstadt kam. Auch schufen beide Kulturen überragende intellektuelle Leistungen, etwa in der Mathematik oder Astronomie.

Der Vergleich mit den Griechen ist zwar in diesen Bereichen zutreffend, insgesamt aber irreführend. Denn die Griechen stellten am Rande der alten orientalischen Hochkulturen die erste säkularisierte Hochkultur dar und besaßen beispielsweise keinen eigenen ausgeprägten Priesterstand. Die Kultur der Maya hingegen war theokratisch strukturiert. Während aber die Griechen in Ablehnung der orientalischen Despotien die Demokratie, das freie kritische Denken in der Philosophie und manches andere entwickelten, was heute noch eine Grundlage unserer Zivilisation darstellt, war die Maya-Hochkultur, wie alle primären Hochkulturen, noch metaphysisch religiös dominiert.

Aus dieser Sichtweise ergibt es sich, dass die Praxis des Vergleichs der theokratisch organisierten Maya-Hochkultur mit der verweltlichten und aufgeklärten Kultur der Griechen auch auf anderen Gebieten problematisch ist. – So erfolgt nach dem Vorbild der griechischen Antike die Einteilung der altmexikanischen Kulturen in eine archaische, in eine vorklassische, klassische und nachklassische Zeit. Der Pferdefuß dabei: die archaische Zeit der Griechen war eine ausgesprochen weltliche Epoche, welche von militärischen Aristokraten dominiert wurde, etwa in der Kultur von Mykene.

Die Maya hatten ihre Vorgänger in den Olmeken und deren Kultur war ebenfalls von religiösen und theokratischen Motiven bestimmt. Wenn also schon beim Entstehen der primären Hochkultur religiöse Motivationen und Legitimationen eine wesentliche Rolle spielten, so dürfen diese auch bei der späteren Betrachtung des Wandels von Hochkulturen

oder auch bei der Erklärungssuche nach deren Untergang nicht außer Betracht gelassen werden.

Sakrale Eliten

Wer heute eine Nilkreuzfahrt unternimmt und am grünen Oasenrand des Nils ärmliche Bauern beobachtet, wie sie wie vor Jahrhunderten und Jahrtausenden ihrer einfachen landwirtschaftlichen Tätigkeit nachgehen, wird verwundert sein, dass die Vorfahren dieser Menschen in der Lage waren, einen hochkulturellen Staat zu schaffen, die Pyramiden, gewaltige Tempel- und Grabanlagen zu errichten, hochstehende Wissenschaften wie Mathematik und Astronomie zu betreiben, eine Schrift zu entwickeln und eben all das zu begründen, was zur ägyptischen Kultur und Zivilisation gehörte.

Bei den Indos Amerikas ist das ähnlich. – Die Maya schufen, auf Grundlage ihrer Mathematik, eine der höchstentwickelten und komplexesten Wissenschaften, zu welcher Hochkulturen überhaupt in der Lage waren. Die Aztekenhauptstadt Tenochtitlán war um 1519, als sie Cortés entdeckte und zerstörte, mit 200.000 Einwohnern eine der größten Städte der damaligen Welt.

Natürlich waren nicht jene einfachen, vom unmittelbaren materiellen Daseinskampf geprägten Menschen, die wir heute noch beobachten, zu diesen großen Leistungen der Kultur und Zivilisation fähig, sondern eine elitäre Randschicht, nämlich Priester, Priesterfürsten, Astronomen, eingeweihte Gelehrte und Schreiber, welche sich fiktiven intellektuellen Spekulationen hingaben und diese auch in der faktischen Lebenswelt umsetzten.

Wie war es möglich, dass solche Leistungen in einer Kultur, die sich ansonsten auf Steinzeitniveau befand, entstehen konnten? Eine der wesentlichsten hinreichenden Voraussetzungen waren neben der Anlage des frühen Menschen, seinen irrationalen Fantasien und metaphysischen Vorstellungen zu gehorchen und dementsprechend Handlungen zu vollziehen, natürlich ökonomische Produktionsüberschüsse. – Der sesshafte Ackerbau erleichterte das menschliche Dasein in ungeahnter Weise. In Mesoamerika führte etwa die domestizierte Wunderpflanze des Mais dazu, dass ein Bauer nur mehr genötigt war, im Jahr zwischen acht und zwölf Wochen bei manueller Tätigkeit Ackerbau zu betreiben. Die damit verbundenen freien ökonomischen Kapazitäten begünstigten das Entstehen von gesellschaftlichen Randschichten, die sich nicht mehr mit den Mühen und Plagen des Alltags befassen mussten, sondern ihren spekulativen intellektuellen Konstruktionen nachgingen.

Wirtschaftliche Überschüsse waren also eine der ersten Vorbedingungen zur Entstehung von sakralen Eliten, die praktisch alles schufen, was eine primäre Hochkultur auszeichnet, aber dabei in allem abhängig waren von der Basis des Volkes, welches die nötigen Arbeitskräfte und ökonomischen Ressourcen für ihre ehrgeizigen Ziele lieferte.

Es gab aber auf der Erde durchaus auch Gebiete, in subtropischen und tropischen Regionen, mit großräumigen Flusslandschaften, wo Bedingungen für landwirtschaftliche Produktionsüberschüsse gegeben waren, und dennoch sind daraus keine ausgeprägten Hochkulturen hervorgegangen. Beispiele dafür sind das Amazonasgebiet, das Land um den Orinoco im heutigen Venezuela oder Zentralafrika. Gesicherte wirtschaftliche Verhältnisse an Flusslandschaften führten also nicht kausal zu einer Ausbildung von Hochkulturen, sondern waren ein notwendiger Faktor unter mehreren anderen.

Neben den steinernen Monumentalbauten ist vor allem das intellektuelle Vermächtnis der Maya beeindruckend. Sie entwickelten eine hochentwickelte Mathematik, kannten den Stellenwert und den Begriff der Null, eine intellektuelle Leistung, die um vieles später als im Maya-Gebiet nur den Indern gelungen war. (In Indien tritt der Begriff der „Null“ erst um 939 n. Chr. das erste Mal auf.) Weiters entwickelten die Maya einen Kalender, der genauer war als der gregorianische. Ihre hochentwickelte Mathematik, die nicht wie bei uns auf dem Zehnersystem, sondern auf dem Zwanzigersystem beruhte, befähigte sie zu astronomischen Berechnungen von unglaublicher Präzision. Ihre Berechnung der Venus-Umläufe in 481 Jahren wies etwa nur einen Fehler von 0,08 Tagen auf.

Das Geschichtsbild des 20. Jahrhunderts war vor allem vom Paradigma des Historischen Materialismus, also der ökonomisch dominierten marxistischen Geschichtsauffassung geprägt, welcher selbst Historiker nicht widerstehen konnten, welche etwa die marxistisch-leninistische Ideologie ablehnten. Eine der großen Leistungen von Karl Marx, der in vielem ein Eklektiker war, war es zweifellos, die Bedeutung von ökonomischen Bedingungen im gesellschaftlichen Evolutionsprozess erkannt zu haben. Zu den bedeutendsten eigenschöpferischen Leistungen von Marx zählt die Einführung und Begründung des Begriffs der „Klasse“ und damit verbunden einer kollektiven Betrachtung von historischen Prozessen. – Während man also im Geniekult der postnapoleonischen Ära und parallel verlaufenden romantischen Epochen Geschichte als die Biografie großer Männer ansah, stellte Marx richtig fest, dass Einzelindividuen nichts vermöchten, wenn sich ihr Handeln nicht auf eine breite gesellschaftliche Basis beziehen könnte. Nach Marx war es für viele Intellektuelle verpönt, Einzelindividuen im historischen Prozess überzubewerten. Der Begriff der Elite hatte im 20.

Jahrhundert daraus resultierend einen negativen Touch. Die Beschäftigung mit diesen und ihren Spekulationen war darüber hinaus eine breite Spielwiese für Esoteriker, was das wissenschaftliche Ansehen dieser soziokulturellen Domäne weiter herabsetzte.

Einzelne wissenschaftliche Disziplinen, welche beinahe ausnahmslos in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts – meist ausgehend von den USA – entstanden, haben langsam eine Trendumkehr bewirkt. Dieser Prozess kann aber noch keineswegs als abgeschlossen betrachtet werden.

Das Paradigma der Selbstorganisation negiert beispielsweise das im 19. Jahrhundert dominante mechanistische Kausalprinzip in physikalischen, biologischen und soziokulturellen Prozessen. Die Chaostheorie legt dar, dass kleinste Ursachen auch in historischen Prozessen große Wirkungen beziehen können, wobei sich diese kleinen Ursachen auch auf die Gedanken und Handlungen einzelner Individuen entfalten können. Das Paradigma des erkenntnistheoretischen Konstruktivismus zeigt uns, dass mentale und fiktive Konstrukte des Menschen, durch sein ausgeprägtes Zentralnervensystem, natürlich auch sein soziokulturelles Dasein in nachhaltiger Weise bestimmen.

Der Begriff der „Elite“ ist in unserem scheinbar demokratischen Zeitalter für viele Wissenschaftler, Intellektuelle und Politiker nach wie vor verpönt. Nach einer modernen Wissenschaftsauffassung soll auch die Wissenschaft demokratisch und transparent organisiert sein und ein System darstellen, in das alle etwas einbringen können und von dem alle profitieren können. Dieses Wunschbild, das freilich wie die absolute Demokratie oder die Freiheit und Gleichheit nie vollkommen verwirklichtbar ist, darf uns natürlich nicht täuschen, dass eine hochkomplexe Gesellschaft ohne Spezialisierungen und damit ohne Elitenbildung in spezifischen Bereichen nicht existieren kann. Dass es historische Epochen gab, die heute keineswegs mehr als wünschenswert anzusehen sind, in denen sich hierarchische Gesellschaftsordnungen mit Elitenbildungen extrem ausbildeten, muss als Faktum angenommen und als diskussionswürdig betrachtet werden.

Wenn es stimmt, dass alle Geschichtsforschung ihre Legitimation in einem expliziten oder impliziten Aufklärungsprozess erhält, so ist natürlich auch in der Geschichtswissenschaft die Bereitschaft von der Abkehr von überkommenen Vorstellungen und die Hinwendung zu Neuem gefordert, eine Geisteshaltung, ohne die zweifellos keine Gesellschaft zu irgendeiner Zeit evolutionär bestehen konnte.

Vergangene Sichtweisen

Lange Zeit nahm man an, dass die Maya ihre Zeremonialzentren im Zentralgebiet aus ökonomischen Ursachen wie Nahrungsmittelmangel, resultierend aus Überbevölkerung, Auszehrung des Bodens, Niederschlagsmangel und Ähnlichem, aufgegeben hätten und nach Norden auf die Halbinsel Yucatán ausgewandert seien. Archäologen stellten jedoch fest, dass es auch auf Yucatán bereits in klassischer Zeit, also zur selben Zeit wie im Zentralgebiet, schon Siedlungen und Zeremonialzentren der Maya gegeben hatte. Wie am Ende des Aufsatzes kurz ausgeführt wird, kam es jedoch auf Yucatán zu einer Renaissance und einem längeren Weiterleben der Maya-Hochkultur. Dies geschah deshalb, weil es hier durch die Ausbildung von militärischen Machtstrukturen möglich war, dass die hochkulturelle staatliche Organisation nicht mehr aufgrund religiöser Legitimation und Motivation weitergeführt wurde, sondern eben für einige Jahrhunderte aufgrund militärischer Macht.

Eine verbreitete Theorie ging von der Annahme aus, die Aufgabe des Zentralgebietes sei im Besonderen dadurch erfolgt, weil hier die landwirtschaftlichen Feldbaumethoden zu verschwenderisch gewesen seien: Die Maya hatten nämlich die Gewohnheit des Rodens durch Abbrennen der Wälder für eine ein- oder zweijährige Bestellung durch Nutzpflanzen. Danach ließ man diese Lichtungen sich von selbst wieder in Wald verwandeln.

Als Gegenargument zu den Wassermangel-Hypothesen und ähnlichen Ursachen des Niederganges kann man anführen, dass etwa der Boden um Quiriguá durch die häufige Überflutung des Motagua-Flusses besonders fruchtbar war. – Quiriguá war aber eine der ersten Städte, wie aus den Datierungen hervorgeht, in der alles organisierte stadtstaatliche Leben erlahmte, sodass schließlich der Urwald von den Bauten und Ruinen Besitz ergreifen konnte.

Weiters hat man vorgebracht, dass durch die Brandrodungspraxis der Maya der Urwald in großen Teilen des Zentralgebietes überhaupt verschwunden sei und sich allmählich eine unfruchtbare Gras- und Savannenlandschaft gebildet hätte. Da die Maya keine Pflüge, ja nicht einmal Spaten verwendeten, konnten sie nach dieser Hypothese den Boden nicht mehr effizient bearbeiten.

Man hat aber andererseits in Felduntersuchungen nachgewiesen, dass es faktisch unmöglich war, wenn man eine Gras- oder Savannenlandschaft eine Zeit lang sich selbst überließ, dass sich dort nicht wieder Urwald und üppige Vegetation gleichsam von selbst bildete.

Abgesehen davon waren neben der Brandrodungsmethode der Maya, welche bis heute noch in gewissen Gebieten betrieben wird, natürlich in klassischer Zeit auch andere Anbaumethoden gebräuchlich, die von hoher ökonomischer Effizienz waren. Dazu zählen etwa der Terrassenfeldbau oder spezifische Bewässerungstechniken im Bereich großer Flusslandschaften.

Revolutionen und Bauernaufstände, wie sie ebenfalls von namhaften Forschern vorgebracht wurden, scheiden wegen jeglichen Anzeichens von organisierter Gewalt bei den Zeremonialzentren aus. Auch ist anzuführen, dass die einfachen Bauern vor der Religiosität ihrer Vorfahren einen viel zu großen Respekt gehabt hatten, als dass sie dagegen zu revoltieren wagten. Wahrscheinlicher eben ist die Hypothese, dass sich in den Köpfen der Eliten eine geistige Wandlung vollzog, die ihre religiöse Euphorie, aus der allein die großen Denkmäler der primären Hochkulturen zu erklären sind, erlahmen ließ.

Ich selbst habe u. a. auch eine mehrjährige Ausbildung in Agrartechnik und kann nach meinem Dafürhalten feststellen, dass eine hohe Kultur und Zivilisation wie die der Maya sehr wohl in der Lage gewesen sein müsste, allein die Sammlung ihrer Fäkalien und anderer biologischer Abfälle für die Düngung ihres Feldbaus, der in der Hauptsache auf der Wunderpflanze Mais beruhte, zu verwenden. Somit scheidet als Ursache des Niederganges auch die kausal vorschnell angenommene Auszehrung des Bodens aus.

Das Weltbild der Maya war zu komplex

Somit spricht viel für die intellektuell anspruchsvollere Hypothese, dass der Untergang der klassischen Maya-Hochkultur primär nicht ökonomische Ursachen hatte, sondern durch einen religiösen Paradigmenwechsel zu erklären ist. Um das zu begreifen, muss man wissen, dass das damalige religiöse Maya-Weltbild sehr komplex war, sodass es schließlich zu einer großen emotionalen Belastung für die Eliten, aber auch für das Volk wurde und dadurch auf Dauer nicht akzeptabel war. Vor allem scheint aber der zweite große Kulturträger – die militärische Aristokratie – nicht fähig gewesen zu sein, in einer sekundären Entwicklung dieses sakrale Weltbild, infolge seiner Komplexität, zu übernehmen. Was folgte, war der unaufhaltsame Niedergang der klassischen Hochkultur im Zentralgebiet.

Es ist bekannt, dass die präkolumbischen Kulturen Mesoamerikas sich ungewöhnlich stark mit Periodizitätsproblemen von zeitlichen Abläufen beschäftigten und speziellen Konstellationen dieser Perioden verschiedene gute und schlechte Bedeutungen für das Menschendasein

zumaßen. Besonders bedrückend waren etwa die berühmt-berüchtigten fünf „leeren Tage“ (Uayeb) am Ende der 360-Tage-Periode (18 Mal 20 Tage) des „Haab“-Kalenders.

Die rituelle, geradezu manische Zeitbewertung, die jedem einzelnen Tag Göttlichkeit zumaß, ohne je zu einem klaren Anthropomorphismus vorzudringen, die jedem Tagesabschnitt, den Wochen, Monaten und Jahren, ihren unzähligen weiteren magisch-kosmischen Perioden sowie deren Vielfachen, deren Grenzwerten, Überschneidungen und anderen spezifischen Konstellationen jeweils eine ganz bestimmte sakrale Wertung zumaß, nahm bei den Maya schließlich eine solche Komplexität an, dass diese weder emotional noch intellektuell bewältigt werden konnte.

Nirgends beschäftigten sich Priester so intensiv mit der Zeit, und doch konnten sie letztendlich Vergangenheit und Zukunft nicht mehr unterscheiden. Es gab bei den Maya kein Bauwerk ohne genaue Zeitangaben. Auf Säulen, Friesen, Fassaden, Tempelrampen, überall befanden sich die schrecklichen ornamentalen Gesichter, die Zahlen repräsentierten. Zu vorhandenen und bewältigten Zeitphänomenen tauchten mit zunehmender Beschäftigung immer neue auf, jeder Lösungsversuch war ein weiteres Zurücksinken ins Chaos. Daher der düstere Pessimismus, die latente Angst vor dem unabänderlich Bedrohenden in der späteren Maya-Kultur.

Die ursprüngliche Anlage jeder Religion als Deutung von Ordnung, Hoffnung und Fürsorge im primär empfundenen Reich des Numinosen (unbegreiflich Göttlichen), in Dämonie, Angst und Chaos ist im Maya-Kult am Ende nicht bewältigt worden.

Jenes Thema der Ordnung, das in Ägypten und Mesopotamien in Ordnung des Kosmos und des Raumes so glänzend bewältigt wurde, welches im göttlichen Logos, in der Harmonie der Planetensphären, im Vertrauen des Stoikers an göttliche Fürsorge und im Glauben des aufgeklärten Rationalisten an das durchschaubare und erklärbares Naturgesetz zu einem wesentlichen Eckpfeiler des schöpferischen Optimismus im Abendland wurde, jene klare Ordnung wurde wohl auch vom Kalenderpriester der Maya gesucht, aber nie gefunden.

Die Ordnung des Raumes war dem hochkulturellen Menschen in der Astronomie und Stereometrie möglich, die Ordnung der unfasslichen Zeit mit ihren unendlichen Erscheinungsbildern war ihm unmöglich. Denn die Zeit ist physikalisch eine Funktion des bewegten Körpers im Raume und nur durch diesen zu begreifen.

Das Ende auf Yukatán

Auf der wenig isolierten Halbinsel Yukatán lebte die Maya-Hochkultur jedoch noch wenige hundert Jahre weiter. Gerade dort erfolgten, wie bereits erwähnt, militärische Initiativen, wie wir sie aus den orientalischen Reichsbildungen kennen. – Dort waren militärische Führer und Heerkönige fähig, das alte Kulturerbe, etwa im „Reich von Mayapan“ (1200 – 1441), in gewandelter Form und begrenztem Umfang weiterzutragen.

Resümee

Die klassische Mayahochkultur zwischen dem 3. und 9. Jahrhundert nach Christus war ein hochkomplexes Sozialphänomen. – In erkenntnistheoretischer Hinsicht gilt ganz allgemein: je komplexer und differenzierter ein Phänomen strukturiert ist, desto schwieriger ist auch seine Beschreibung oder Erklärung bzw. der Versuch einer epistemischen Repräsentation. Der Ansatz, den Untergang der klassischen Mayahochkultur analog unserem kulturspezifischen Weltbild zu deuten und somit vornehmlich ökonomische und pragmatische Ursachen anzunehmen, dürfte also tatsächlich unzweckmäßig sein. Bedeutsam ist in diesem Zusammenhang vor allem ein Faktum, welches das marxistisch-leninistische Weltbild relativiert, von dessen Paradigma letztendlich viele historische Sichtweisen des vergangenen Jahrhunderts hervorgegangen sind:

Die „ökonomischen Verhältnisse“ erscheinen bei differenzierter Betrachtung häufig als eine Folge und nicht nur als eine Ursache von komplexen geistesgeschichtlichen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen.

Gerade bei der Betrachtung von komplexen historischen Phänomenen führen vorschnelle und vordergründige Ursachenerklärungen oft zu Fehldeutungen. Dies deshalb, weil – wie bereits erwähnt – das klassische Kausalprinzip, welches bei einfachen Phänomenen der Physik durchaus seine Berechtigung hat, bei der Beschreibung und Erklärung von komplexen Sozialphänomenen weitgehend versagt.

Im Übrigen sind vordergründige Erklärungen, auch wenn sie noch so plausibel erscheinen mögen, welche von Spezialdisziplinen immer wieder in die allgemeine Wissenschaft einfließen, äußerst problematisch. Als Beispiel dafür sei etwa angeführt, dass im vergangenen 20. Jahrhundert immer wieder der vielbeschworene Aggressionstrieb als Ursache für Kriege angenommen wurde. Bei einer differenzierten Betrachtung kann man zur Feststellung gelangen, dass nicht unbedingt das sogenannte „Böse“, also die Aggression im Menschen die

Ursache oder die Bedingung für Kriege lieferte. Man könnte genauso behaupten, positive Gemeinschaftsbeziehungen im Menschen hätten die Bedingungen für groß angelegte Kriege gelegt. Gemeint ist damit auch die Neigung des Menschen zur Unterwürfigkeit unter einen Führer, zur Gruppensolidarität, Servilität und zur Bereitschaft eines altruistischen und selbstlosen Dienens für eine höhere Idee, und sei es selbst für einen Krieg. – Mein Vater etwa war Teilnehmer des Zweiten Weltkriegs. Er ist aber niemals nach Russland gezogen, um gegen die Russen zu kämpfen, weil er gegen irgendeinen Russen tatsächlich eine Aggression hatte, sondern er ist aus komplexen, vermutlich phylogenetisch bedingten Motiven der Gruppensolidarität und Unterwürfigkeit in den Krieg gezogen.

Auch die frühen theokratischen Sozialmotive der primären Hochkulturen entspringen derselben Wurzel: Nicht – wie man in vergangenen Sichtweisen annahm – Zwang, Despotie, Ausbeutung und Gewalt ermöglichten die großen Sakralbauten dieser Kulturen, sei es am Nil, Euphrat oder in Mexiko, sondern Gruppensolidarität und Servilität eingebettet in metaphysische und ideologische Motive im weitesten Sinne.

Eines meiner obersten Prinzipien in der historischen Forschung war immer ein aktueller Bezug zur Gegenwart, selbst bei Themen die großen Hochkulturen betreffend. Letztendlich können wir also die Feststellung wagen, dass die Mayahochkultur an ihrer Komplexität gescheitert ist.

Was bleibt also als Resümee für unsere Zivilisation? Der Mensch ist durch seine Phylogenese dem Steinzeitdasein angepasst und nicht einer hochkomplexen Zivilisation! Wird sich der „Homo sapiens“ in einer ständig komplexeren und dynamisierenden Gesellschaft auch in Zukunft noch behaupten können oder wird er tatsächlich an die Grenzen seiner Anpassung stoßen? Wird auch unsere Zivilisation früher oder später an ihrer Komplexität scheitern?

2. Der Mensch als erkennendes und handelndes Wesen

Der Mensch ist ein erkennendes Wesen. Diese Ansicht ist nicht neu. Die ganze, beinahe zweitausendfünfhundertjährige philosophische Tradition des Abendlandes hat seltsamerweise gerade diese Wesenseigenschaft des Menschen zu einem Hauptthema gemacht. – Seltsamerweise deshalb, weil der Mensch noch eine wesentlich bedeutendere Fähigkeit hat als die des Erkennens, nämlich die des Handelns.

Der Handlungsaspekt wurde in der Tradition der abendländischen Geisteswissenschaften weitgehend übersehen. Vielleicht hängt das damit zusammen, dass philosophisch denkende Menschen vorwiegend Stubenhocker sind und sich in Überschätzung ihrer eigenen Tätigkeit auf das konzentrierten, was sie selbst an ihrem Schreibtisch gerade verrichteten. Sie nannten diese Tätigkeit des Bücherstudiums, des bloßen Nachdenkens, des Niederschreibens von Einfällen und geistigen Ergüssen, des Diskutierens mit Art- und Gesinnungsgenossen als erkenntnismäßige Erleuchtung, als Erkenntnisprozess oder schlichtweg als Erkenntnis.

Dass solcherart körperlich passive Menschen, die aus der antiken Sklaventradition heraus dazu noch eine offene oder latente Abneigung gegenüber körperlicher Arbeit hatten, den viel wichtigeren Handlungsaspekt über Jahrhunderte und Jahrtausende übersehen konnten, ist nur allzu leicht verständlich.

Wenn das Handeln bei diesen Kathederphilosophen überhaupt eine Rolle spielte, stand dieses im Zusammenhang mit der Moral. Aus dieser Sicht heraus teilt sich die Philosophie heute noch in zwei große Hauptgruppen ein, nämlich in die „theoretische Philosophie“, die sich der reinen Erkenntnis, oder was immer man darunter verstehen mag, widmet, und in die „praktische Philosophie“, welche sich mit Moral und moralischen Grundsätzen beschäftigt.

Eine alles entscheidende Frage in der Philosophie und Wissenschaftstheorie, die weit über das obsoletere Erkenntnisproblem hinausgeht, wäre etwa: Was bewirkt eine menschliche Handlung, und zwar nicht nur eine, die aus moralischen Grundsätzen, sondern etwa auch aus naturwissenschaftlichen Erkenntnissen und Wissensinhalten gesetzt wurde? Bewirkt eine solcherart vollzogene Handlung tatsächlich nur das, was in der Handlungsintention beabsichtigt ist, oder ergeben sich daneben eine ganze Reihe schwer kalkulierbarer bis unkalkulierbarer Nebenkonsequenzen? Insbesondere im Hinblick auf das enorm gesteigerte

Erkenntnis-, Wissens- und Handlungspotenzial durch die Naturwissenschaften wäre die Klärung dieser Frage betreffend den aktuellen Zustand unserer Biosphäre eine der bedeutendsten überhaupt, und dennoch wurde sie selbst in der Fortschrittsdynamik der europäischen Neuzeit in diesem Kontext kaum oder nie gestellt.

Praktische Untersuchungen brachten im 20. Jahrhundert zutage, dass höher organisierte Lebewesen, insbesondere jene, welche durch die Fähigkeit zur Lokomotion (Ortsveränderung) ausgezeichnet waren, durch zwei Hauptcharakteristika gekennzeichnet waren: Tierische Lebewesen einschließlich des Menschen mussten in dem grundsätzlich lebensfeindlichen und vom Entropieprinzip beherrschten Universum notwendigerweise Informationen von der Außenwelt gewinnen. Aber dieser Informationsgewinn von der Außenwelt war kein Selbstzweck, wie ihn die traditionelle Philosophie so gerne darstellte, sollte also nicht einer abstrakten Wahrheit dienen, sondern war schlicht und einfach die Grundlage für ein lebensförderndes Verhalten beim Tier oder des kulturschöpferischen Handelns beim Menschen.

Schon ein Pantoffeltierchen (Paramecium) hat wie der Mensch eine Wahrnehmungsapparatur, die es beispielsweise befähigt, in einer Flüssigkeit Milieus von günstiger und ungünstiger Nährstoffkonzentration zu unterscheiden und solcherart ein lebensförderndes Verhalten zu organisieren, also sich von nährstoffarmen in nährstoffreiche Flüssigkeitsmilieus zu bewegen. – Das Erkennen von Außenweltsituationen und die darauf folgende Organisation eines lebensfördernden Verhaltens sind ein erfolgreiches Prinzip allen höheren Lebens, so auch des Menschen. Wesentlich ist es dabei festzuhalten, dass insbesondere beim Menschen der Informationsgewinn von der Außenwelt nicht nur bewusst und rational vor sich geht, sondern auch unbewusst etwa im Sinne der Tiefenpsychologie von S. Freud oder nach dem Konditionierungsprinzip der Verhaltenstherapie.

Eine wesentliche Besonderheit, die den „Homo sapiens“ von allen höheren Tieren unterscheidet, liegt in der biologischen Anlage des Menschen, dass dieser nicht nur bloße Außenweltinformationen im Sinne der traditionellen Erkenntnis für seine Handlungen und sein Verhalten benötigt und heranzieht. – Auch Moral und metaphysische Vorstellungen, Sprachbilder von Magie und Religionen bis hin zu Ideologien, werden bei ihm handlungsbestimmend und sind ein wesentlicher Bestandteil seiner Kultur.

Die empirisch-naturwissenschaftlichen und anthropologischen Erkenntnisse kommen dieser ersten, freilich nur fragmentarischen Annäherung an eine moderne Wesensbestimmung des

Menschen näher als jene der traditionellen Philosophie. Das ist in jedem Fall bedenklich, maßt sich doch die zeitgenössische Universitäts- und Kathederphilosophie in einer nicht genauer definierten Art einer Metawissenschaft eine übergeordnete Stellung über den Naturwissenschaften an. Und doch hinkt sie in nur allzu vielen Bereichen hinterher nach.

Eine empirisch-naturwissenschaftliche Anschauung von Menschen besagt, dass wir das menschliche Nervensystem in zwei große Systeme einteilen können. Da sind erstens die sensorischen Nervenbahnen, also jene, die im weitesten Sinne der Sinneswahrnehmung und der Informationsaufnahme von der Außenwelt dienen. Dazu gehören das Sehen, Hören, Riechen, Schmecken, Tasten. Als zweiten wesentlichen Systemkreis der Nerven hat die Naturwissenschaft im Menschen die motorischen Nervenbahnen konstatiert.

Die Funktion der motorischen Nervenbahnen ist auf den Informationsgewinn und die Arbeitsweise der sensorischen Nervenbahnen angewiesen, denn sie steuert u. a. in der Motorik der Muskeln das menschliche Verhalten und Handeln. Korrekterweise muss dabei erwähnt werden, dass auch alle höheren Tiere nach dem ähnlichen Schema eines kybernetisch verschränkten Systems von Informationsaufnahme und Verhaltenssteuerung ausgestattet sind.

Eine wesentliche Besonderheit, die den Menschen ganz deutlich von der Nervenstruktur der Tiere unterscheidet, sind die in großer Zahl angehäuften Interneuronen, das menschliche Gehirn also. In der stammesgeschichtlichen Evolution waren die Vorläuferorgane des menschlichen Gehirns bei Tieren dazu geschaffen, um eine optimale Koordination der motorischen und sensorischen Nervenbahnen zu gewährleisten. Wenn es organische Unterscheidungsmerkmale von Menschen und den spätentwickelten Menschenaffen gibt, so sind diese vor allem darin zu sehen – abgesehen von minimalen Unterschieden der erbgenetischen Codes –, dass das menschliche Zentralnervensystem überproportional ausgeprägt ist.

Das Zentralnervensystem hat in der Evolution der Homeniden vor etwa 600.000 Jahren schließlich eine derartige Dominanz erreicht, dass es weitgehend eigendynamisch zu arbeiten begonnen hat, und zwar unabhängig von äußeren Informationen, welche von den sensorischen Nervenbahnen in das Gehirn gelangten, oder auch erbgenetischen Informationen. Damit konnten für den Menschen nicht nur die im genetischen Code gespeicherten Informationen (Erbkoordinationen, Instinkt bei Tieren) sowie Außenweltinformationen handlungs- und verhaltensbestimmend werden, sondern auch

intern produzierte und von der Außenwelt weitgehend abgekoppelte neuronale Prozesse, die schließlich für den Menschen einzigartige Phänomene wie Moral, Religion, Metaphysik, Wissenschaft und Kunst begründeten. Möglich werden aber alle diese Kulturleistungen erst durch die artsspezifische menschliche Sprache.

Alle diese aktuellen und potenziellen Leistungen betreffen von der Stammesgeschichte her also nicht nur den modernen Menschen, sondern bereits den Steinzeitmenschen. Bereits vom Neandertaler, der vor hunderttausend Jahren und davor lebte, wissen wir, dass er zu religiösen Empfindungen, etwa im Toten- und Bestattungskult, fähig war.

Bei der Entstehung der ersten frühen Hochkulturen erfolgte innerhalb weniger Generationen der Sprung von einer neolithischen, also jungsteinzeitlichen Daseinsweise in eine hochkulturelle Daseinsform mit ausgeprägter Monumentalarchitektur, Schrift, Wissenschaft, staatlicher Organisation usw. Dieser kulturelle Quantensprung wäre nicht möglich gewesen, wenn die Potentialität dafür nicht in den spezifisch menschlichen Sprachbildern und damit im menschlichen Gehirn grundgelegt gewesen wäre. Aus dieser Sichtweise kann unter anderem verdeutlicht werden, dass die erstaunliche Evolution der Kultur und Gesellschaft des Menschen vor allem in der Potentialität seines neuronalen Netzwerkes begründet ist.

Der Mensch ist also niemals nur das, was er in seiner Aktualität, in seiner gegenwärtigen und unmittelbar empirisch nachweisbaren organischen, physiologischen und neuronalen Struktur darstellt. – Bei einer Beschreibung und Erklärung des Menschlichen muss immer auch berücksichtigt werden, was er kraft seiner in der organischen Welt unerreicht hohen und leistungsfähigen Nervenstruktur noch leisten und schaffen könnte. Beim Tier ist die Erkenntnis- und Verhaltenskapazität eng begrenzt. Beim Menschen ist beides scheinbar unendlich erweitert und unbegrenzt. Möglich ist dies durch die annähernd unendliche Variationsfähigkeit der menschlichen Sprachbilder.

Das menschliche Nervensystem ist aus der stammesgeschichtlichen Evolution entwickelt und dem der höheren Tiere den Grundfunktionen nach vergleichbar. In einigen Merkmalen unterscheidet es sich wesentlich davon:

Die Bedeutung der einzelnen Nerventypen im Menschen ergibt sich aus der Quantität ihres Vorkommens: Es verhalten sich nämlich die motorischen Nervenbahnen zu den sensorischen Nervenbahnen sowie zu den Interneuronen in einem Verhältnis von 1:10:100.000. Auf eine motorische Nervenbahn, welche dem Bewegungsapparat und damit beispielsweise dem

Handelnd dient, kommen also zehn sensorische Nervenbahnen, die der Sinneswahrnehmung und Informationsaufnahme dienen, sowie 100.000 Interneuronen in der Gehirnmasse.

Die primärste Funktion des biologischen Wesens Mensch war es, um in einer bedrängenden Natur auch nur für kurze Zeit bestehen zu können, Informationen von der Außenwelt aufzunehmen, um darauf aufbauend ein lebensadäquates Verhalten zu organisieren. Wir haben bereits erwähnt, dass tierische Organismen, insbesondere höhere Tierarten, die durch die Fähigkeit der Lokomotion (Ortsveränderung) ausgestattet sind, nach einem ähnlichen Lebensprinzip organisiert sind, wenngleich bei ihnen die Funktion der Interneuronen, also das Gehirn insofern eine ungleich geringere Rolle spielt, als es nicht zu eigendynamischen potenziell offenen Aktivitäten fähig ist.

Das menschliche Nervensystem und vor allem das Gehirn ist von der Stammesgeschichte her betrachtet durch einen langwierigen Prozess der Evolution zu dem geworden, was den heutigen Menschen ausmacht – mit einer minimalen Einschränkung: Das Gehirn des Menschen ist nämlich für das Steinzeitdasein und dessen Aufgaben programmiert und nicht für eine hochentwickelte, komplexe und dynamische Zivilisation.

Im Prinzip hat der Mensch heute noch die archaischen Anlagen eines Jägers und Sammlers und eines Kleingruppenwesens, wenngleich seine natürliche Umgebung nicht mehr kleine, überschaubare Sozietäten sind, auch nicht mehr eine weitgehend unberührte Natur, sondern Glas, Kunststoff, Asphalt, Beton oder Elektrosmog. Trotzdem versucht das menschliche Gehirn, wenn auch in einer gänzlich geänderten Umgebung, die individuelle „existenzielle Sicherheit“ des biologischen Wesens Mensch abzusichern, indem es ständig Informationen von der Außenwelt einholt und diese unter Einbeziehung der eigendynamischen Funktionen des Zentralnervensystems dahingehend verarbeitet, um das Leben und Überleben der Spezies Mensch zu fördern.

Eine fundamentale biologische Aufgabe, welche der Mensch übrigens mit allen höheren Tieren teilt, ist also das Leben und Überleben in einer bedrängenden Umwelt zu garantieren. Zweckmäßiges Erkennen und Verhalten soll also im weitesten Sinne die „existenzielle Sicherheit“ des biologischen Wesens Mensch gewährleisten und erhöhen. Von „Glück“ ist in diesem biologischen Funktionskreis zunächst keine Rede. Wir können aber konstatieren, dass Glücksempfindungen eben zuweilen dann spontan auftreten, wenn es dem Menschen durch bestimmte Erkenntnis- oder Verhaltensleistungen gelingt, seine existenzielle Sicherheit, wenn auch nur kurzfristig, zu erhöhen. Somit sind Glücksgefühle oder Zustände des Wohlbefindens

ein ungefährender Indikator dafür, wenn die existenzielle Sicherheit des Menschen erhöht wird. Ein hervorragendes Beispiel dafür ist, wenn der Mensch durch Aktivität und Interesse an der Außenwelt seine Lebenssituation durch zielgerichtetes Handeln, urtypisch bei der Jagd oder beim Sammeln oder im positiven Gemeinschaftsbezug, zu verbessern vermag.

Trotz dieses in der Phylogenese äußerst erfolgreichen Mechanismus der Informationsaufnahme, Informationsverarbeitung und Verhaltenssteuerung kann dieses Schema nicht als das einzige Lebensmerkmal höherer Tiere wie des Menschen angesehen werden.

Wir haben also festgestellt, dass sich das Grundstreben des Menschen nicht nach Glück richtet, was Philosophen seit Aristoteles ebenfalls seit Jahrtausenden und Psychologen seit einigen Jahrhunderten behaupteten, sondern nach „existenzieller Sicherheit“. Auch das Luststreben von Freud steht somit noch in der aristotelischen Sichtweise des Glücksstrebens.

Obwohl der vorliegende Aufsatz etwa nach dem Vorbild des die mittelalterliche Traditionsweise durchbrechenden Rene Descartes durchaus in einem leicht verständlichen, ja populären Stil geschrieben ist, sind darin doch neue, innovative Konzepte zum Verständnis des Menschen und seiner Kultur enthalten. Verbleiben wir zunächst bei den positiven emotionalen Empfindungen und Gefühlen des Glücks, die vom phylogenetischen Standpunkt her betrachtet ungleich weniger bedeutend waren als die emotionalen Empfindungen der Angst und Sorge. Denn vor allem in letzteren Empfindungen liegen wesentliche handlungsauslösende Faktoren des Menschen, während ein sattes Glücksgefühl zur Passivität verleiten kann. Umgekehrt kann materielle Übersättigung zu Passivität und Sinnverlust führen. Damit sind wir aber auch bei einem der nicht unwesentlichen Nachteile unserer hochkomplexen und dynamischen Zivilisation, die wir auch Wohlstandsgesellschaft nennen, gegenüber dem archaischen Steinzeitdasein.

Zur Umweltorientierung hat sich der Mensch bereits im frühen Stadium seiner stammesgeschichtlichen Entwicklung und später seiner soziokulturellen Entfaltung die zunächst sehr bewährte Erfolgsstrategie der monokausalen Deutung von Umweltinformationen angeeignet. Als ein nicht unwesentlicher Nachteil scheint es jedoch, dass auch in unserer hochentwickelten Wissenschaftskultur, die ebenfalls auf Alltagswahrnehmung und Alltagssprache beruht, die Tendenz zu monokausalen Deutungen noch immer weitgehend unreflektiert und ungebrochen weiter besteht. Ein typisches Symptom dafür ist, dass wir uns in der Wissenschaftskultur der annähernd unendlichen

Komplexität von Natur und Kultur nur durch eine begrenzte Summe von zuweilen streng separierten Einzelwissenschaften zu nähern vermögen. Alles menschliche Wissen kann also nur fragmentarisches Teilwissen bleiben.

Auch die begrüßenswerte moderne wissenschaftliche Disziplin der Glücksforschung (positive Psychologie) hat in den hochkomplexen und dynamischen Lebensprozessen des Menschen zuweilen die Tendenz, etwa Glücksempfindungen auf einige wenige monokausal wirksame Prinzipien zurückzuführen. Tatsächlich kann aber die existenzielle Sicherheit des Menschen durch annähernd unendlich viele Faktoren erhöht werden – vom aktiven Außenweltinteresse und Sinnbezug über erfolgreich vollbrachte Handlungen bis zum Wohlbefinden und der Geborgenheit in der Gemeinschaft. Das existenzielle Sicherheitsempfinden und damit die Glücksempfindung kann aber auch durch unendlich viele Faktoren erniedrigt werden, etwa durch Isolation, Vereinsamung, Interessenlosigkeit, Sinnverlust, Übersättigung und daraus resultierende Passivität usw.

Es gab in der Kultur- und Geistesgeschichte viele Wege und legitime Möglichkeiten, den Menschen zu beschreiben und zu erklären. Eine der gerade in unserer Zeit vielversprechenden und erfolgreichen Methoden ist die Sichtweise des Menschen mit Bezug auf seine phylogenetische Vergangenheit und mit dem Vergleich etwa der Anforderungen von Anpassungsstrategien von Steinzeitgesellschaft und Wohlstandsgesellschaft. – Wir nennen in unseren Untersuchungen diese die Phylogenese berücksichtigende evolutionäre Sichtweise des Menschen „evolutionäre Lebensdynamik“, entsprechend etwa der evolutionären Erkenntnistheorie in der phylogenetischen Berücksichtigung und Erklärung des menschlichen Wahrnehmungsvermögens und der menschlichen Informationsverarbeitung.

Wie zielstrebig, effektiv, aber auch scheinbar gnadenlos die Strategie der Evolution ist, ergibt sich daraus, dass ganz offensichtlich das Hauptziel der biologischen Evolution nicht die Existenz des einzelnen Individuums, sondern der biologischen Art ist. Gegenüber den lang andauernden kosmischen Perioden ist das individuelle Leben von Tier und Mensch nur von extrem kurzer Dauer. Dies kommt daher, weil komplexe biologische Systeme, die nach Ordnungsaufbau streben, nicht für längere Zeit in einem vom Entropieprinzip, also vom Ausgleich und Ordnungsabbau dominierten Universum bestehen können.

Eines der allgemeinsten und wirksamsten Naturgesetze des Universums wurde bereits im 19. Jahrhundert am Beispiel der Wärmelehre erkannt: Kalte und warme Luftmassen in der Atmosphäre streben nach Ausgleich. Ein heißer Gegenstand in einem kalten Milieu gibt

ebenfalls etwas von seiner Wärme an die Umgebung ab, während er dabei auch die Temperatur der Umgebung verändert.

Dieses Prinzip des allgemeinen Ausgleiches in der Natur geht aber weit über Wärmeerscheinungen hinaus und auch der Mensch ist darin in seinem Dasein immer wieder konfrontiert. Dieses Prinzip macht einen Großteil der Bedrängnisse aus, die er in seinem Erdendasein überwinden muss. – Schon für das urgeschichtliche Steinzeitdasein des Menschen galt: Wenn er sich eine Hütte oder ein Haus baute, sind diese irgendwann wieder verfallen. Ein Kleidungsstück, das wir im Garten verlieren, wird sich nach Jahren oder vielleicht auch nach Jahrzehnten der Umgebung so sehr angleichen, dass es nicht mehr als solches erkenntlich ist. Der Mensch selbst ist nach einer religiösen Metapher aus Staub und wird nach seinem kurzen Erdendasein wieder zu Staub.

Noch einmal muss dabei festgestellt werden, dass das Phänomen des Lebens, welches für kurze Zeit nach Ordnungsaufbau strebt, dem allgemeinen Trend der Natur nach Ordnungsabbau diametral entgegengesetzt ist und darin als einzigartiger Sonderfall anzusehen ist.

Das Leben ist also im grundsätzlich lebensfeindlichen Universum eine einzigartige, eher kurzzeitige Ausnahmerecheinung. Um aber doch auch für längere Zeiträume existieren zu können, fand das individuelle Leben zu einer ebenfalls einzigartigen Überlebensstrategie, die aber weniger dem biologischen Individuum als der gesamten Art dient: der Reproduktion. Wenn auch das biologische Individuum in den Bedrängnissen der Natur und des Kosmos aus seiner eigenen Organisation heraus nicht lange bestehen kann, so können durch die Strategien der Evolution der Vermehrungsfähigkeit zumindest biologische Arten über – vom menschlichen Standpunkt aus betrachtet – längere Zeitperioden existieren.

Der moderne Mensch vom Typ Cro Magnon existiert mit unverändert genetischem Erbgut an die 30.000 Jahre auf der Erde. Gewisse Haifischarten hingegen schwimmen schon 40 Millionen Jahre in den Ozeanen, sind also in biologischer Hinsicht ungleich erfolgreicher als der Mensch.

Der Begriff „Glück“, wie er heute populär, aber auch im wissenschaftlichen Diskurs verwendet wird, bedarf in jedem Fall einer Bedeutungserweiterung. – Die Frage nach der menschlichen Existenz, nach seiner existenziellen Sicherheit sowie nach dem Glück kann keinesfalls nur unter dem Aspekt irgendwelcher augenblicklicher kulturspezifischer positiver Gefühlslagen

behandelt werden. – Die Begrenztheit des menschlichen Individuums und der menschlichen Existenz insgesamt konfrontiert dieses hochintelligente und zur Reflexionskraft fähige Wesen auch mit dem Bewusstsein seines eigenen Endes wie mit dem Tod seiner Angehörigen. Das positive Verarbeiten dieser grundsätzlich negativen Gefühlsbelastung war sicher eine der Hauptquellen am Beginn und Ursprung der Religionen, indem sich nämlich der Mensch mithilfe der Sprache ein befriedigendes Weltbild konstruierte, in dem er und seine Angehörigen überhaupt weiterleben konnten.

Die Fähigkeiten, mit den Unbilden des Lebens fertig zu werden, bei Schicksalsschlägen und Bedrängnissen auf funktionierende Schutzschilder zurückgreifen zu können, sind im weitesten Sinne wesentliche Faktoren von Lebensqualität. Dass der Mensch im Laufe der Stammesgeschichte einen hoch ausgebildeten Intellekt entwickelte, ist unbestritten. – Der gute räumliche Sehsinn, der die Primaten seit jeher auszeichnete, trug in Verbindung mit den frei gewordenen Händen durch den aufrechten Gang dazu bei, dass durch die aktive Betätigung der Hände vor leistungsfähigen Augen der Intellekt ständig weiter trainiert und geschult wurde. Ein solcherart hochintelligentes Wesen wurde nun mehr und mehr fähig, über sich selbst, über seine eigene Existenz und insbesondere auch über das Todesphänomen zu reflektieren. Das Bewusstwerden des Todesphänomens, und zwar um den eigenen Tod wie um den Tod der Angehörigen, war zunächst also eher ein evolutionärer Nachteil denn ein Vorteil. Auch mussten einem hochintelligenten Wesen viele Ängste und Gefahren bewusst werden, welche sein vom Druck der Realität gezeichnetes Dasein weiter belasteten.

In diesem Stadium der Evolution entwickelte also der Mensch den üblichen biologischen Sprachgebrauch, wie ihn auch die höheren Tiere zur Informationsübermittlung verwendeten, dahingehend weiter, dass er damit vollkommen eigendynamische verbale Wirklichkeiten zu schaffen in der Lage war, die mit der faktischen Welt nichts mehr gemein hatten. Dies war also die Geburtsstunde der Magie, der Religion, des Glaubens an ein Weiterleben nach dem Tod, des Hoffens und Glaubens, dass diese und jene Schwierigkeiten mit Hilfe der Besänftigung von Geistern, Göttern und Dämonen überwunden werden könnten. Die eigentliche Urfunktion der menschlichen Sprache war damit nicht irgendeine reale Abbildung der Wirklichkeit oder pragmatische Informationsübermittlung, sondern der Aufbau eines metaphysischen irrationalen Weltbildes, welches bis in unsere Tage der großen Ideologien dominant ein anthropologisches Wesensmerkmal der menschlichen Art ausmacht. Was in der klassischen Anthropologie und Sprachtheorie weitgehend übersehen wurde: Dieses metaphysische Sprachbild hatte eine massive Handlungsrelevanz in der gesamten Kulturgeschichte.

Dass tatsächlich in der Funktion dieser metaphysischen Sprach-, Welt- und Lebensbilder die menschliche Rationalität gänzlich untergeordnet ist, erweist das weitgehende Unvermögen, etwa Angehörige eines fremden Glaubens, einer Sekte oder anderen Ideologie durch einfache rationale Argumente bekehren oder gar überzeugen zu können. Hochaktuell erscheint dieses Phänomen im plötzlich erwachenden partiellen Unverständnis zwischen islamischem und sog. christlichem Kulturkreis.

Die eigentliche Grund- und Urfunktion der spezifisch menschlichen Kultursprache war also nicht die reine Erkenntnisfunktion, wie es noch die analytische Philosophie und die allgemeine Sprachphilosophie im 20. Jahrhundert darzulegen versuchten. Ganz im Gegenteil: Der Aufbau einer imaginären metaphysischen Scheinwelt mit ausgeprägter Handlungsrelevanz gehörte zu den primärsten Aufgaben der frühen Kultursprachen. Paradoxerweise versuchte gerade die analytische Philosophie, alle metaphysischen Inhalte in der Sprache zu eliminieren, als belanglosen Ballast sozusagen, scheiterte aber letztendlich in diesem Bemühen, ohne eine theoretische Erklärung vorlegen zu können über die Bedingungen und Ursachen dieses Scheiterns.

Während wir also bei den meisten Tiersprachen tatsächlich eine primäre Informationsübermittlung bezogen auf reale Außenweltgegebenheiten konstatieren können – bei Lauten, die Gefahr signalisieren, oder bei Brunftlauten – funktioniert die menschliche Sprache zur Verhaltenssteuerung auch dann, wenn sie von der realen Außenwelt abgekoppelt ist.

Die artspezifische menschliche Sprache kann sich also auch auf rein künstlich geschaffene und konstruierte mentale Wirklichkeiten beziehen und behält auch dabei ihre eigentliche Grundfunktion, die Anhebung des Handlungspotenzials bei. Diese wesentliche Funktion der Sprache wurde aber bei den unzähligen Untersuchungen, die seit der Aufklärung den Menschen als „Homo sapiens“ – als rational erkennendes, denkendes und handelndes Wesen deuteten – weitgehend übersehen oder unterbewertet.

Seit der Aufklärungszeit war nämlich die Anthropologie vor allem bemüht, den Menschen durch seine Vernunftfähigkeit vom Tier abzugrenzen. Dass diese Abgrenzung bezüglich der Vernunftfähigkeit des Menschen vorschnell und überhöht stattgefunden hat, hat nicht zuletzt die Tiefenpsychologie Sigmund Freuds zu Beginn des 20. Jahrhunderts dargelegt. Andererseits wurde das Faktum, dass gerade die Sprache eine wesentliche Besonderheit des Menschen

darstellt, deren umfangreiche Verwendungsmöglichkeiten ihn letztendlich weit vom Tierreich abheben, aber durchaus auch von der etablierten Anthropologie und Philosophie erkannt. Dass aber die spezifisch menschliche Sprache auch durch ihre Schaffungsmöglichkeit und Kreation von imaginären Scheinwelten ein hohes Handlungspotenzial innehat, erkennt man insbesondere bei Untersuchungen in der faktischen Lebenswelt. Wo immer Menschen im Alltag zusammentreffen, wird die menschliche Sprache mindestens ebenso sehr zur Verfälschung der Wirklichkeit verwendet wie zur repräsentativen Darstellung von scheinbar objektiven Erkenntnisinhalten. Denken wir dabei an die irrationalen Bemühungen um Selbstdarstellung der Werbung und Selbstinszenierung im Showgeschäft oder an die wirklichkeitsverfälschenden Inhalte der großen Ideologien des 20. Jahrhunderts, aus deren Inhalten heraus verheerende Weltkriege geführt wurden.

Ein nicht unwesentlicher Nachteil unserer Wissenschaften wie unserer Wissenschaftskultur allgemein ist, dass sie sich ganz im Gegensatz zu ihrer urtümlichen und eigentlichen Intention von der faktischen Lebenswelt immer mehr entfernen. Viele Problemstellungen, namentlich in den Geisteswissenschaften, werden nur mehr in isolierten Seminarräumen und Hörsälen abgehandelt und diskutiert.

Obwohl wir also in einem demokratischen und egalitären Zeitalter leben, wird der wissenschaftliche Diskurs von Eliten ausgetragen, und diese bestimmen nicht nur, was wahr und falsch, was gut und richtig, was bedeutend und unbedeutend, sondern in letzter Konsequenz auch, was diskussionswürdig und nicht diskussionswürdig ist. So wurde beispielsweise das Phänomen der menschlichen Sprache im 20. Jahrhundert vor allem in den überaus dominant ausgeprägten philosophischen Traditionen des Neopositivismus, des „Linguistic turn“, der Sprachphilosophie, des logischen Empirismus usw. vor allem unter dem Aspekt der wissenschaftlichen Verwendbarkeit und des wissenschaftlichen Gebrauchs der menschlichen Sprache abgehandelt.

Tatsächlich war aber eine der Grundfunktionen der menschlichen Sprache, die notwendigerweise aus den Anforderungen der Stammesgeschichte entstanden ist, nicht eine rationale und logisch kohärente Informationsübermittlung, sondern der Aufbau eines metaphysisch befriedigenden Welt- und Lebensbildes für das physisch und psychisch stets bedrängte Wesen Mensch. Bei allen sprachtheoretischen Untersuchungen darf also niemals außer Acht gelassen werden, dass die Urfunktion der menschlichen Sprach eben nicht die isolierte Informationsübermittlung oder Erkenntnisfunktion ist, sondern die Erhöhung des menschlichen Handlungspotenzials im weitesten Sinne.

Wenn wir dazu in Betracht ziehen, dass entsprechend dieses mentalen Weltbildaufbaus auf der Erde sehr viele Kulturen und Subkulturen verbreitet sind, die sich evolutionär-soziokulturell ständig weiterentwickeln, so steht fest, dass es annähernd unendliche viele kulturspezifische und individuelle Weltbilder geben kann und muss. Was soll also aus dieser evolutionären Betrachtungsweise heraus die abstrakte Forderung der logischen Sprachphilosophie, die stets um eindeutige Beziehungen von sprachlichen Ausdrücken bemüht war? Auch das berühmte Privatsprachenargument eines Ludwig Wittgenstein erscheint unter einer pluralistischen Betrachtungsweise von kulturspezifischen und individuellen Weltbildern als gänzlich irrelevant, wie übrigens auch viele andere sprachphilosophische Darstellungen, Beschreibungs- und Erklärungsversuche der etablierten Universitäts- und Kathederphilosophie.

Der seit der Aufklärungszeit ungebrochene Glaube, dass gerade die Wissenschaft mit ihrem überaus erhöhten Erkenntnis- und Handlungspotenzial, etwa in der naturwissenschaftlichen Technik, für den Menschen am Ende doch noch paradiesähnliche Zustände auf Erden schaffen kann, ist ebenfalls noch weit verbreitet.

Der Aufstieg der Wissenschaften seit Beginn der europäischen Neuzeit hat jedenfalls nichts Wesentliches dazu beigetragen, um die Existenz der menschlichen Art auf der Erde über einen längeren Zeitraum abzusichern. Im Gegenteil. Wir stehen heute durch die negativen Fortschrittsimplikationen unserer Zivilisation an einer in biologischer Hinsicht äußerst krisenhaften Epoche, die uns daran zweifeln lassen muss, dass der moderne Mensch vom Typ Cro Magnon insgesamt noch einmal 30.000 Jahre existieren wird.

Die wesentlichste biologische Eigenschaft des Menschen, das Handeln, vor allem aber die dadurch ausgelösten unkalkulierbaren Nebenkonsequenzen tragen immer weniger zu einer kollektiven Existenzabsicherung der Menschheit bei, sondern scheinen eher das irgendwann ohnedies unvermeidliche Ende und Aussterben der menschlichen Art insgesamt zu beschleunigen.

3. Das Menschenbild des Konstruktivismus und das Phänomen der primären Hochkulturen

Ökonomie ist nicht alles

Das Entstehen der frühen Hochkulturen vor rund fünf Jahrtausenden zählt zu dem Erstaunlichsten, was die Menschheit bisher in der Kulturgeschichte hervorgebracht hat. Sie sind in ihrer Bedeutung in der kulturellen Evolution vergleichbar mit dem Beginn der Sesshaftigkeit und der Begründung des Ackerbaus oder der industriellen Revolution. In wesentlichen Fragen ist der spontane Aufschwung zur Hochkultur an klimatisch prädestinierten Flusslandschaften, wie am Nil, Euphrat, Indus, Hoang-ho, sowie im präkolumbianischen Amerika bis heute ebenso ungeklärt wie der zuweilen plötzlich einsetzende Verfall.

Das unmittelbar vorausgehende Kulturniveau der frühen Hochkulturen war die Jung- bzw. Kupfersteinzeit (Chalkolithikum). Der Aufstieg von einem primitiven Sippen- und Stammesdasein zur Ausformung der großen Hochkulturen erfolgte meist in erstaunlich kurzer Zeit innerhalb weniger Generationen. Was dabei an Neuem entsteht, ist kausal, also nach dem Prinzip von Ursache und Wirkung, nicht aus vorausgegangenen Kulturniveaus ableitbar, sondern manifestiert gänzlich neue Phänomene oder Systemeigenschaften. – Systemtheoretisch können wir dabei von einem „Emergenzphänomen“ sprechen, vergleichbar mit dem Entstehen von Leben aus toter Materie oder der Explosivkraft des Schießpulvers nach dem Zusammenfügen von drei harmlosen Substanzen wie Schwefel, Holzkohle und Kaliumnitrat.

Noch während des gesamten 20. Jahrhunderts wurde versucht, das Entstehen der ersten Hochkulturen aus ökonomischen Ursachen zu erklären: vor allem die Sesshaftigkeit, die Kenntnis des Feldbaus, die Notwendigkeit organisierter Flussregulierungen an einigen großen Flussoasen und die damit verbundenen gesicherten wirtschaftlichen Verhältnisse hätten zur Ausformung der ersten großen Hochkulturen geführt. Dazu ist festzustellen, dass ökonomische Produktionsüberschüsse zweifellos eine notwendige Bedingung für die Ausbildung für Hochkulturen darstellen, aber keine hinreichende. Es gab also auf der Erde durchaus Flusslandschaften mit hoher Vegetationskraft, wo auch organisierte Bewässerungstechnik und organisierte Arbeitsteilung betrieben wurden, und dennoch ist daraus keine Hochkultur hervorgegangen.

Zu vieles ist noch ungeklärt

Das vordergründigste Merkmal einer primären Hochkultur ist eine sakrale Monumentalarchitektur. Schon dabei fällt eines auf: die ägyptischen Pyramiden oder mesopotamischen Zikkurate waren keineswegs Getreidespeicher oder andere ökonomische Nutzbauten, sondern religiös motivierte Artefakte von gewaltigem Ausmaß. Den Menschen von damaliger Zeit muss also in seinem Weltbild noch etwas anderes bewegt haben als nur der existenzielle Daseinskampf und die ökonomische Daseinssicherung. Weitere Kennzeichen der primären Hochkulturen neben einer sakralen Monumentalarchitektur sind die staatliche Organisation und Verwaltung. Damit verbunden ist eine streng hierarchische Gesellschaftsordnung, welche von Priesterfürsten, Gottkönigen über Beamte, Schreiber, Künstler, Krieger, Handwerker und Bauern bis zum Sklaven reichte.

Es ist also festzustellen, dass die bisherige Methodik und Praxis der historischen Wissenschaften ganz offensichtlich nicht ausreichte, um das Phänomen der frühen Hochkulturen adäquat beschreiben und erklären zu können. Unverhältnismäßig viele Fragen sind noch ungeklärt. Diese reichen von den komplexen Bedingungen des Entstehens der Hochkultur bis zu Detailfragen, wie der Organisation und technischen Ausführung des Pyramidenbaus im Alten Reich von Ägypten oder der Herstellung und Formung von Statuen aus dem überaus harten Diorit mit Steinwerkzeugen.

Diffusions- oder Konvergenztheorie

Ein weiteres Beispiel für die strukturelle Distanz, mit der die etablierte Geschichtswissenschaft dem Phänomen der Hochkultur gegenübersteht, ist das Faktum, dass in der Gelehrtenwelt selbst über so fundamentale Fragen wie die sogenannte „Diffusionstheorie“ und die „Konvergenztheorie“ (Primärparallelentheorie) noch Uneinigkeit besteht. – Die Konvergenztheorie stellt fest, dass sich auf verschiedenen prädestinierten Orten der Erde die primären Hochkulturen unabhängig voneinander entwickelt haben. Die Diffusionstheorie vertritt dagegen die weniger einsichtige und im Übrigen unbewiesene Auffassung, dass sich die primären Hochkulturen von einem Punkt der Erde über Kontinente hinweg auf den Erdball ausgebreitet haben. Dabei seien etwa die Pyramidentempel der Olmeken und Maya von Ägypten beeinflusst worden, wobei bis heute dazu jeder archäologische Nachweis fehlt.

Festzuhalten ist in diesem Zusammenhang, dass in den präkolumbianischen Hochkulturen Amerikas der Gebrauch des Rades, des Pfluges oder die Verwendung von Lasttieren

unbekannt waren, Erfindungen, die im Raum der orientalischen Hochkulturen sehr früh gebräuchlich waren. Warum sollte also gerade die Kenntnis des religiös motivierten Pyramidenbaus etwa von Ägypten nach Mittelamerika gelangt sein und nicht auch praktische, kulturelle Errungenschaften? Es ergibt sich dabei auch das Faktum, dass komplexe religiöse Vorstellungen und Motivationen als Ideen ungleich schwieriger zu transferieren gewesen wären als die Verwendungsmöglichkeit von praktischen Gebrauchsgeräten.

Komplexe und dynamische Betrachtungsweisen

Eine erweiterte Sichtweise würde für die historischen Wissenschaften das in vielen anderen Wissensgebieten inzwischen verwendete Modell der bereits erwähnten Emergenzphänomene bieten. – Wir finden das Prinzip der „Emergenz“ in vielen Natur- und Kulturphänomenen weit verbreitet. Es ist erstaunlich, dass dieses gerade in den historischen Wissenschaften noch wenig Einzug gehalten hat, umso mehr, da sich historische Prozesse meist durch große Komplexität und Dynamik auszeichnen, Eigenschaften also, die einer monistischen und kausalen Betrachtung grundsätzlich unzugänglich sind. Während des gesamten 20. Jahrhunderts dominierte in der Geschichtsbetrachtung die ideologische Sichtweise des marxistisch-leninistischen Weltbildes mit der damit verbundenen Überbewertung materieller und ökonomischer Basisfaktoren. Das Entstehen vollkommen neuer Systemeigenschaften in der soziokulturellen Evolution ist aber nicht mit antiquierten Ideologien zu beschreiben.

Ein weiteres anschauliches Beispiel für die Spontanität von Emergenzphänomenen wären etwa in der Katastrophentheorie der Unterschied eines Regentropfens oder eines kleinen Bächleins zu einer Hochwasserflut oder die Zusammenballung von Schneeflocken, allerdings von sehr vielen Schneeflocken zu einer gewaltigen Lawine.

Emergenzphänomene beruhen auf der naturwissenschaftlichen „Theorie der Selbstorganisation“ (TSO), welche hier nicht näher erklärt werden kann. Es soll aber festgehalten werden, dass sich die Theorie der Selbstorganisation bzw. die Theorie der Emergenzphänomene auf wenige Prinzipien zurückführen lassen. Eines der wesentlichsten Merkmale dabei ist, dass das neu Entstandene nicht aus einer langsamen, kontinuierlichen Evolution gewachsen ist, sondern gleichsam explosionsartig, unverhofft, und im Prinzip damit auch unerklärlich, einfach da ist. Ein weiteres Kennzeichen ist, dass sich das Neue damit nicht kausal, also mit der klassischen Denkweise aus Ursache und Wirkung, aus dem Bisherigen erklären lässt.

Nicht bloß ein einziger auslösender Faktor kann also bei der Entstehung von Hochkulturen in Betracht gezogen werden, wie etwa ökonomische Bedingungen oder gesicherte materielle Verhältnisse, sondern mehrere variable Faktoren müssen angenommen werden, die bei günstiger Konstellation vergleichbar mit dem Schießpulver gleichsam zu einer kulturellen Revolution bzw. Explosion führten. Die Initialzündung dafür lieferte ein metaphysisch stimuliertes Sprach-, Lebens- und Weltbild.

Der Konstruktivismus als Erkenntniskonzept und Menschenbild

Eine der wesentlichsten Vorausbedingungen, welche zum Phänomen der kulturellen Evolution vor 600.000 Jahren führte, als der Mensch lernte, das Feuer zu beherrschen und zu nutzen, ist der Mensch selbst. Betrachten wir seine physische und psychische Organisation und damit auch seine Unterscheidbarkeit vom Tier, und wir werden feststellen, dass er sich, obwohl biologisch ähnlich organisiert, ebenfalls durch gänzlich neue Systemeigenschaften (Emergenzphänomene) gegenüber dem Tier auszeichnet.

Bereits in der Überschrift dieses Aufsatzes wurde angekündigt, dass ein spezielles Menschenbild, „das Menschenbild des Konstruktivismus“, etwas mit historischen Prozessen, nämlich mit dem Phänomen der primären Hochkulturen, zu tun hätte. Diese essenzielle Thematik soll nun näher ausgeführt werden:

Vorerst noch eine kurze erkenntnistheoretische und anthropologische Erklärung zur Sonderstellung des Menschen. – Jeder biologische Organismus, insbesondere höher organisierte Tiere oder der Mensch, benötigt zur Aufrechterhaltung seiner Lebensdynamik und der Organisation seines Verhaltens Informationen von der Außenwelt. Zum Informationsgewinn und zur Informationsverarbeitung dienen beim Menschen und höher organisierten Tieren die Sinnesorgane, die sich in struktureller Koppellung mit dem Nervensystem befinden, einschließlich des Gehirns (Zentralnervensystems). Bereits einfachste Lebensformen können nur dadurch in dem grundsätzlich lebensfeindlichen und von Entropie bestimmten Universum überleben, indem sie Informationen von der Außenwelt gewinnen. So ist beispielsweise ein einzelliges Lebewesen wie eine Amöbe (Wechseltierchen) in der Lage, ihr Plasma zu verändern aufgrund einer Information bzw. eines Reizes aus der Außenwelt.

Das gesamte menschliche Nervensystem, ja das gesamte Wesen des Menschen selbst können wir in epistemologischer (erkenntnistheoretischer) Hinsicht nach dem Schema deuten, dass der Mensch als hochorganisiertes Lebewesen in einer lebensfeindlichen Umwelt primär

genötigt ist, Informationen von der Außenwelt zu erlangen, um dadurch ein lebensförderndes Verhalten zu organisieren.

Nervenstrukturen, welche das menschliche Verhalten und Handeln bestimmen, einschließlich der unwillkürlichen Bewegungen, nennen wir „*motorische Nervenbahnen*“. Nervenstrukturen, welche der Informationsaufnahme über unsere verschiedenen Sinnesorgane dienen, nennen wir „*sensorische Nervenbahnen*“. Den motorischen und sensorischen Nervenbahnen ist ein gewaltiger neuronaler Komplex, nämlich das menschliche Gehirn mit dem Rückenmark oder Zentralnervensystem (ZNS), zwischengeschaltet, welches vereinfacht dargestellt vor allem der biologischen Informationsverarbeitung dient. Dabei ist das erstaunliche Phänomen festzustellen, und dabei sind wir bereits beim „Menschenbild des Konstruktivismus“, dass sich die motorischen Nervenbahnen im Verhältnis zu den sensorischen Nervenbahnen und den Interneuronen in einer quantitativen Beziehung von 1:10:100.000 befinden.

Auf eine motorische Nervenbahn kommen also zehn sensorische Nervenbahnen und 100.000 Gehirnzellen, nämlich Interneuronen. Dieses empirische, naturwissenschaftliche Faktum sagt uns bereits mehr über die Sonderstellung des Menschen, auch gegenüber dem Tier, als manche gutgemeinte philosophische oder anthropologische Spekulation der Vergangenheit. Die gewaltige, unverhältnismäßig starke Anhäufung von Interneuronen im Gehirn führt nämlich beim Menschen zu einer neuronalen Eigendynamik, welche ihn in seinem Verhalten zuweilen gänzlich von realen Außenweltinformationen abkoppelt.

Während also Tiere ihr Verhalten, etwa in der Nahrungssuche oder in Fluchtreaktionen, noch primär nach den Gegebenheiten von vital bedeutsamen Außenweltinformationen bestimmen, auch wenn diese häufig durch Erbinformationen oder Instinkte vorgegeben sind, organisiert der Mensch sein Verhalten in hohem Maße durch die Eigendynamik und Eigenkonstruktion des menschlichen Zentralnervensystems. Dieses bislang in Philosophie, Anthropologie und Naturwissenschaft möglicherweise zuweilen zu wenig beachtete Phänomen führt beim Menschen zu moralischen und ethischen Vorstellungen, aber auch zu Metaphysik, Religion und Ideologien als dominante, handlungsbestimmende Faktoren. Ausgedrückt und tradiert werden die metaphysischen Inhalte vor allem durch die menschliche Sprache.

Religiöse und ideologische Vorstellungen werden handlungs- und kulturbestimmend

Wir wollen das bisher Festgestellte noch einmal näher verdeutlichen: Kein Hase oder keine Maus würden ihr Verhalten nach moralischen, ideologischen oder religiösen Vorstellungen

organisieren. Dazu ist nur der Mensch in der Lage. Die neuronalen Bedingungen dafür schafft sein in der Evolution gewachsenes, gewaltiges Zentralnervensystem, welches den Menschen im Erkenntnisprozess gänzlich vom Schema aller übrigen höheren Tiere abhebt. Für das menschliche Verhalten werden also nicht nur Außenweltinformationen als relevante Faktoren herangezogen, sondern im starken Maße auch die selbst produzierten Eigenkonstruktionen seines Zentralnervensystems.

Gerade dieser Aspekt und diese Sichtweise wurden praktisch in allen Wissenschaften zu Beginn des 20. Jahrhunderts noch nicht berücksichtigt, ja geradezu geleugnet und zu negieren versucht.

Während etwa die philosophische Richtung des „Wiener Kreises“ und die damit verbundene neopositivistische Strömung in der wissenschaftlichen Terminologie alle metaphysischen und natürlich auch religiösen Sätze und Inhalte zu eliminieren versuchte, da sie erkenntnistheoretisch als irrelevant angesehen wurden, wird in der hier proklamierten konstruktivistischen Sichtweise festgestellt, dass metaphysische und somit auch religiöse Vorstellungen für die Kultur und das menschliche Dasein eine unverhältnismäßig große Bedeutung erlangen, ja dass sie offensichtlich das menschliche Verhalten in stärkerem Maße organisieren als bloß realitätsbezogene Außenweltinformationen. Die Konsequenzen dieser Sichtweise für die kulturelle Evolution und eine Neuorientierung der Geschichtswissenschaft sind dadurch unabsehbar.

Diese Sichtweise kann also u. a. auch eine Erklärungsbasis dafür bieten, warum Menschen in den Gebieten der primären Hochkulturen begannen, bei relativ gesicherten ökonomischen Verhältnissen den Trugbildern und Wahnvorstellungen ihrer Psyche zu gehorchen und ihren Göttern große Tempel und Pyramiden zu bauen, obwohl sie selbst noch in armseligen Hütten wohnten.

Ich habe diesen innovativen philosophischen, anthropologischen und kulturhistorischen Ansatz bereits in meiner Publikation von 1988 „Kultur und Kreativität: Aufstieg und Fall der Hochkulturen“ dargelegt. Die neue konstruktivistische Sichtweise in der Erkenntnistheorie, welche ausgehend von den USA in den letzten Jahrzehnten eine neue, moderne Menschensicht darstellt, wobei dazu auch Aspekte des neuronalen Netzwerkes, der Informatik, der Kybernetik usw. berücksichtigt werden, hat den Inhalt meiner Arbeit von 1988 weitgehend bestätigt.

Auch die Geschichte des 20. und 21. Jahrhunderts untermauert die hier dargelegten Thesen: im 20. Jahrhundert wurden zwei verheerende Weltkriege geführt. Ihr bestimmendes Motiv waren nicht ökonomische, sondern ideologische Interessen. Die Ideologien des Nationalismus, des Kapitalismus und des „Marxismus-Leninismus“ als weltpolitisches Thema sind inzwischen, zum Erstaunen vieler, von einem neuen globalen Problem, welches im Prinzip religiös bestimmt und motiviert ist, ergänzt bzw. abgelöst worden: Der selbstbestimmten und selbstbewussten Weigerung der islamischen Welt, den materiellen Wertekodex der sogenannten fortschrittlichen westlichen Zivilisation widerspruchslos zu übernehmen.

Vom Subjektiven und Konstruktiven in der Geschichtsbetrachtung

Die Einbeziehung erkenntnistheoretischer und neuronaler Aspekte in die Geschichtswissenschaft und Geschichtsphilosophie hat in den letzten Jahren bereits stattgefunden, aber in geringerem Umfang als in anderen Wissenschaften. Als Beispiel dafür sei das in der Fachwelt vielbeachtete, aber auch hinterfragte Werk vom Frankfurter Universitätsprofessor für mittelalterliche Geschichte Johannes Fried, „Der Schleier der Erinnerung. Grundzüge einer historischen Memorik“ (2004), angeführt.

Eines der Grundpostulate der Arbeit von J. Fried mit epistemologischem Anspruch ist die Feststellung, dass wir uns von einer Überbewertung scheinbar objektiver Fakten und Quellen in der Geschichtsschreibung verabschieden müssen. – Fakten und Quellen manifestieren sich beinahe ausschließlich in materiellen Entitäten. Das Subjektive im Menschen, und zwar sowohl bei der geschichtsbildenden Person als auch beim Geschichtsbetrachter, ist stärker zu beachten.

Fried konzentriert seine Untersuchungen auf das epistemologische Phänomen des menschlichen Erinnerns. Natürlich entstehen Verzerrungen in der Geschichtsbetrachtung darüber hinaus auch dadurch, dass der Mensch bereits in seiner primären und unmittelbaren Erkenntnisleistung Ereignisse, Situationen oder Sachverhalte entsprechend seinem individuellen, von subjektiven Erfahrungen geprägten kulturspezifischen Weltbild verzerrt und notwendigerweise „einseitig“ wahrnimmt.

Obwohl Fried seine Untersuchungen vor allem in der Zeitepoche des Mittelalters durchführt, wird dabei dennoch ganz allgemein deutlich, dass Motive, Emotionen, Affekte, Interessen und andere subjektive Gefühlslagen in der Geschichtsgestaltung und Geschichtsbetrachtung

bislang zu wenig berücksichtigt wurden. Darin verbirgt sich natürlich auch eine Relativierung der Möglichkeiten der scheinbar objektiven und wertfreien Geschichtswissenschaft ganz allgemein. Dementsprechend fand Fried auch unverhältnismäßig viel Skepsis und Ablehnung. Ein großer Fehler war auch seit jeher die Suche nach historischen Gesetzen. Es gibt sie nicht. Es gibt nur einander entsprechende Entwicklungstendenzen, und diese haben ihren Ursprung nicht in einem metaphysisch überhöhten Geschichtsprinzip, sondern in der Psychologie des Menschen. Deshalb sollten Historiker vor allem profunde Menschenkenner und Psychologen sein. Nur dann werden wir vielleicht erschließen können, warum Menschen vor hundert, vor tausend oder vor fünftausend Jahren so und nicht anders gefühlt, gedacht und gehandelt haben.

Ökonomie, Metaphysik und soziale Herrschaft

Nach dem hier dargelegten, vom epistemologischen Konstruktivismus beeinflussten Geschichtsbild sind also gesicherte ökonomische Verhältnisse, denen man seit Karl Marx (1818 – 1883) und dem gesamten 20. Jh. noch so viel Beachtung schenkte, für sich allein kausal wirkungslos. Auch die im 20. Jh. sehr bestimmenden Konzepte von Arnold J. Toynbee oder V. Gordon Childe sind dementsprechend pragmatisch-ökonomisch dominiert. Aber auch die mentale Konstitution des Menschen produziert nicht immer und überall religiöse oder metaphysische Vorstellungen mit kultureller und hochkultureller Relevanz. Es ist das Zusammenspiel von mehreren Faktoren, die bei einer günstigen Konstellation zu dem Phänomen der primären Hochkultur führten.

Neben der Ökonomie, also der existenziellen Daseinssicherung und Anlage des Menschen, seinen metaphysischen, irrationalen Konstruktionen in seinem Verhalten insgesamt mehr zu gehorchen als realen Außenweltinformationen ist als weiterer und wesentlich kulturbestimmender Faktor wohl auch die phylogenetisch entstandene Anlage des Menschen zu beachten, sich schon im Kleingruppendasein über seinen Mitmenschen zu erheben, ihn auszubeuten und schließlich zu versklaven, wann immer ihm das möglich ist. Die primären Hochkulturen wurden ja zuweilen auch treffend als „Herrschaftskulturen“ bezeichnet, wobei das Phänomen der absoluten gottesstaatlichen Herrschaft damals noch durch keinerlei philosophische, moralische oder andere skeptische, aufklärerische Aspekte angezweifelt oder gebrochen wurde.

Der Mensch ist als Kleingruppenwesen dem physisch belastenden und schwierigen Steinzeitdasein und somit einem niedrigen Kulturniveau angepasst. Der Appetenz und

Neigung einzelner, meist biologisch bevorzugter Individuen, sich über andere zu erheben und ihnen zu gebieten, entsprach die Neigung des Menschen zur Servilität und Unterordnung unter die gegebenen sozialen Verhältnisse. In den Frühphasen der Hochkulturen wurde gerade auch diese anthropologische Besonderheit des Menschen soziokulturell relevant und geschichtswirksam.

Gesicherte ökonomische Verhältnisse, neuronale metaphysische Trugbilder und absolute Herrschaftsstrukturen, die den ersten beiden Bereichen beigeordnet sind, führten vor 5000 Jahren neben einer Unzahl kleinerer beigeordneter Randbedingungen zu den ersten Hochkulturen. Im vergangenen Jahrhundert führte dieselbe geschichtsmächtige Trinität, unter anderen Aspekten, zu den zwei verheerenden ideologisch motivierten Weltkriegen.

Die Tendenz zu Gruppen- und Staatenbildungen unter dominanter Führung eines biologischen Einzelwesens findet sich bereits bei Tieren; von Ameisen- und Bienenvölkern über Wolfsrudel bis hin zum Menschenaffen. Die theoretische Darlegung dieses biologisch bedeutsamen Aspekts würde jedoch den Rahmen dieses Aufsatzes sprengen. Fest steht in jedem Fall, dass die erkenntnistheoretische Konzeption des Menschen mit seiner Tendenz zu irrationalen Weltbildern, zu Religion, Ideologie, Vorurteilen, Metaphysik, Philosophie usw. die Ausbildung großer und absoluter Herrschaftssysteme weiter extrem begünstigte.

Erst wir dürfen heute in einer Zeitepoche leben, in der eben auch kritische metaphysische und aufklärerische philosophische Vorstellungen absolute staatliche Machtstrukturen hinterfragt und damit den Weg zu unserer demokratischen Lebensweise geöffnet haben.

Annähernd unendlich viele Formungsfaktoren sind anzunehmen

Natürlich lässt sich ein hochkomplexes Sozialphänomen wie eine primäre Hochkultur auch nicht auf jene drei genannten Faktoren – gesicherte ökonomische Verhältnisse, metaphysische Fiktionen als handlungs- und kulturbestimmende Faktoren und ausgeprägte soziale Herrschaft – reduzieren. Aus jetziger Sicht und von unserem subjektiven kulturspezifischen Weltbild aus betrachtet können jene Faktoren aber zweifellos als die wesentlichsten bezeichnet werden. Weitere Faktoren sind natürlich hinzuzurechnen, deren Quantität und Qualität im Einzelnen nie exakt zu bestimmen sind. Insgesamt war es wohl ein günstiges Zusammenwirken von annähernd unendlich vielen Faktoren, die zu einem so unendlich komplexen Phänomen wie einer primären Hochkultur führten.

Es ist aber in jedem Fall festzustellen, dass sich weitere formative Faktoren in irgendeiner Weise auf die ersten drei genannten Hauptfaktoren zurückführen lassen. So begünstigten gesicherte ökonomische Verhältnisse natürlich die Ausbildung eines spezialisierten Handwerks und förderten auch ganz allgemein Kenntnisse in Agrar- und Bewässerungstechnik. Dieses erhöhte zivilisatorische Niveau, welches auf pragmatischen Errungenschaften beruhte, war kulturdurchlässig. Errungenschaften, welche man also in dieser Hinsicht am Nil machte, konnten früher oder später auch im Zweistromland eingesetzt werden und umgekehrt. Diesem Bereich gehören auch alle großen pragmatischen Errungenschaften an, wie wir sie seit der Begründung des sesshaften Bauerntums kennen, nämlich die Erfindung des Pflugs, des Rades und in weiterer Folge die Erfindung der Töpferscheibe usw.

Der Diffusion und relativ leichten Verbreitbarkeit von pragmatischen Errungenschaften, wozu natürlich auch die Fähigkeit der Kupfer-, Bronze- und Eisenverarbeitung gehört, stand ein anderes Sozialphänomen gegenüber: die Isolation von außen in kultischen und religiösen Bereichen, welche etwa die ägyptische Hochkultur mit ihrer ganz spezifischen Religiosität von der mesopotamischen eindeutig trennte.

Orthodoxie und Isolation von außen sind Kennzeichen von jeder primären Hochkultur. – In dieser Zeit erfährt etwa die ägyptische Hochkultur ihre spezifische Morphologie, welche in vielen Bereichen über Jahrtausende unverändert blieb. Als Beispiel dafür sei die frühe Praxis der Pharaonen genannt, ihr Haupt mit einem ganz spezifischen Kopftuch zu schmücken, welches die Cobra-Schlange imitieren sollte. Wir finden diese Praxis von den ersten Pharaonen über die Sphinx von Gizeh bis hin zu den ptolemäischen Herrschern in der ägyptischen Spätphase.

In diesem Zusammenhang muss jedoch festgestellt werden, dass späte Hochkulturen in religiösen und kultischen Bereichen sehr wohl austausch- und diffusionsfähig waren. Eines der markantesten Beispiele dafür ist der Austausch der griechischen mit der römischen Götterwelt oder die Übernahme von römischen Gottheiten in die keltische Religion, aber auch die Übernahme ägyptischer Gottheiten in das römische Pantheon.

Es ist augenscheinlich, dass beinahe alle primären Hochkulturen an großen Flusslandschaften entstanden sind. Was sich um 3000 v. Chr. am Euphrat und Nil formte, folgte in den Tälern des Indus um 2500 v. Chr. und des Hoang-ho um 1500 v. Chr. Diesem Bereich, der die ökonomischen Verhältnisse betrifft, ist schon früh Beachtung geschenkt worden und

zweifellos dürfte die Notwendigkeit organisierter Bewässerungstechnik auch einen gewissen Anreiz geliefert haben, welcher eine hierarchische Gesellschaftsordnung und damit die Staatenbildung begünstigte. Das erste Entstehen und der Aufstieg des überaus komplexen Kulturphänomens einer Hochkultur lassen sich daraus jedoch nicht kausal erklären.

Jede biologische Art entwickelt ab einer bestimmten evolutionären Komplexität ein artspezifisches Weltbild, welches primär der Verhaltenssteuerung dient. Auch jede Kultur und Zivilisation entwickelt ein kulturspezifisches Weltbild. Die dominanten Sichtweisen und Erkenntnisparadigmen unserer Zivilisation sind natürlich ebenfalls kulturspezifisch. Mit dem Aufstieg der Naturwissenschaften in der europäischen Neuzeit, der danach folgenden Aufklärung und industriellen Revolution überwogen in beinahe allen Sichtweisen kausale und pragmatische Beschreibungs- und Erklärungsmodelle. An dieser Stelle sei ausdrücklich festzustellen, dass natürlich auch die Erkenntniserfahrung der „Kausalität“ eine artspezifische Konstruktion ist, die in Natur und Kultur zumindest in dieser Verbreitung, wie sie der Mensch mit seinem mesokosmischen Erkenntnisapparat wahrnimmt und verwendet, keine Entsprechung findet.

Eine der dominantesten und folgenschwersten Geschichtsideologien war das marxistisch-leninistische Weltbild mit einer kulturspezifischen Überbewertung ökonomischer und pragmatischer Bedingungen. Diesem Paradigma, dass Wirtschaft und materielle Selbstverwirklichung alles sind, die mentalen Bewusstseinsinhalte des Menschen aber von Ersterem direkt abhängig sind, entsprechen auch viele andere historische Anschauungsformen und Sichtweisen, auch wenn sie außerhalb der marxistischen Denkweise entstanden sind.

Auch das im vorigen Jahrhundert verbreitete und populäre Konzept des V. Gordon Childe entspricht im weitesten Sinne dem pragmatisch-ökonomischen Paradigma. Childe geht bekanntlich bei seinem Erklärungsmodell für das Entstehen der Hochkulturen vom Konzept einer städtischen Revolution aus, wobei er als vordringlichen Motor der neuen innovativen Kulturrevolution die Arbeitsteilung, also ebenfalls ökonomische Bedingungen einführt. Auch der staatlichen Organisation mit ihren Institutionen sowie der übergeordneten Religion werden rein pragmatischen Funktionen zugeordnet. Diesem Konzept ist entgegenzuhalten, dass die ersten ökonomischen Städte der präkolumbianischen Hochkulturen keine Wirtschaftszentren, sondern Zeremonialzentren waren, und dass sich etwa auch in der ägyptischen Hochkultur eine eigentliche Stadtkultur mit den dafür typischen pragmatischen Motivationen eines ausgeprägten Bürgerstandes erst ab der 18. Dynastie im Neuen Reich

herausbildete. Während des Alten Reiches von Ägypten werden wir am Nil vergeblich nach einer sozialen Organisationsform suchen, die unserem Bild einer Stadt auch nur annäherungsweise entsprechen könnte. Parallel zu den Entwicklungstendenzen der klassischen Maya-Hochkultur war der Niedergang des Alten Reiches von Ägypten nicht durch ökonomische Ursachen bedingt, sondern durch einen Wandel des dortigen überaus dominanten metaphysischen und religiösen Weltbildes.

Bei der Ausbildung der großen Hochkulturen wie bei der gesamten soziokulturellen Evolution der Menschheit insgesamt weist sich also die menschliche Rationalität von untergeordneter Bedeutung. Nicht das bewusste menschliche Planen und Handeln führte zu immer höheren Kulturstufen, sondern vielfach die ungewollten und unkalkulierbaren Nebenkonsequenzen davon sowie Zufallsparameter und andere irrationale Faktoren. Wenn also der Geschichtsverlauf in der Vergangenheit zu keiner Epoche planmäßig durch die menschliche Rationalität gestaltbar war, woher nehmen unserer Fortschrittsoptimisten die Gewissheit, dass das gerade in Zukunft alles möglich sein sollte und sich der Mensch in Zukunft am Ende doch noch paradiesische Zustände auf Erden schaffen könnte, wo dies in der Vergangenheit so gut wie niemals möglich war?

Die Rolle des Zufalls in der soziokulturellen Evolution

Neben vielen anderen Faktoren wie spezifischen Klimagegebenheiten, lokalen Kulturen, markanten individuellen Persönlichkeiten, spezifischen Rohstoffvorkommen, geologischen Verhältnissen ist als einer der wesentlichsten geschichtsbildenden Faktoren ganz allgemein, so auch beim Phänomen der Hochkulturen, der „Zufall“ zu nennen.

Tatsächlich ist der Zufall bis in hochentwickelte, scheinbar rational motivierte, industrielle Gesellschaften als einer der wesentlichsten geschichtsbildenden Faktoren anzusehen. Diese Sichtweise ist kompatibel mit modernen Aspekten der Chaostheorie und gibt auch eine Bereicherung in der alten Diskussion, ob Individuen oder Sozietäten bzw. die Gesellschaften als stärkere geschichtsbildende Kräfte anzunehmen sind.

Man denke etwa, wie das ausgehende 18., 19. und 20. Jh. verlaufen wären, wenn der junge Napoleon Bonaparte, welcher in den Wirren der französischen Revolution als Anhänger Robespierres kurzfristig in Ungnade gefallen war und bereits von der Liste der Armeeangehörigen gestrichen war, wenn also dieser junge kleinwüchsige Artillerieoffizier nicht den Oberbefehl über die Italien-Armee erhalten hätte und dort im Jahre 1796 seine

ersten militärischen Siege errungen hätte. Oder wie wäre das 20. Jh. verlaufen, wenn die berühmt berüchtigten Pistolenschüsse des Attentäters von Sarajewo auf das österreichische Thronfolgerpaar nicht getroffen hätten oder wenn Adolf Hitler, entsprechend seiner zweimaligen Bemühungen, in die Kunstakademie Wien aufgenommen worden wäre?

Dass die planvoll handelnde Rationalität des Menschen als geschichtsbildender Faktor in einer faktenorientierten, noch immer vom Neo-Positivismus beeinflussten Geschichtsschreibung überbewertet wurde, ist ein Hauptinhalt einer epistemologisch ausgerichteten Geschichtsschreibung. Nach diesem ratiomorphen Geschichtsbild hat der Mensch kraft seiner Vernunft und seines planvollen Handelns seit der Altsteinzeit eine immer höhere Kulturstufe erreicht. Der lineare Fortschrittsprozess war zwar zuweilen von gewissen Kontinuitätsbrüchen geprägt, wie der Sesshaftigkeit und der Erfindung des Ackerbaus, der Ausbildung der Hochkulturen, der geistigen Wende zur europäischen Neuzeit, dem Aufstieg der Naturwissenschaften und der großen Entdeckungsfahrten, der Industrialisierung bis hin zur Postmoderne und zu unserer digitalen Informationsgesellschaft. Alles, was sich aber im Geschichtsverlauf ereignete, wurde im Prinzip als Produkt des menschlichen Erkennens, Wollens und Handelns gedeutet. Tatsächlich ist aber dieses rationale, zweckorientierte Geschichtsbild und die damit verbundene Fortschrittsgläubigkeit grundsätzlich zu hinterfragen. Ebenso zu hinterfragen bleibt die heute noch weit verbreitete Ansicht, dass etwa durch jede technische Neuerung oder Erfindung tatsächlich eine Verbesserung der menschlichen Daseinsbewältigung und Lebensqualität gegeben sei.

Was in diesem Geschichtsbild weitgehend übersehen wurde: die Nebenkonsequenzen menschlichen Handelns können in ihren negativen Implikationen positive Intentionen oft bei Weitem übertreffen. Ungeplantes, Ungewolltes, durch das Rationale nicht fassbar, hatte zu allen Zeiten einen überproportional starken Einfluss im Geschichtsverlauf. Das Emotionale bestimmte zu allen Zeiten das menschliche Weltbild mehr als das Rationale. Große Denker, die in der spätrationalen Gesellschaft darauf hinwiesen, wie etwa Friedrich Nietzsche oder Sigmund Freud, werden in der Wissenschaftskultur bis heute ambivalent betrachtet.

Jede Geschichtsschreibung, wenn sie glaubwürdig und aktuell sein soll, muss zumindest zwei Minimalbedingungen aufweisen: sie muss in einem Kontext zu unserer Gegenwart stehen, selbst wenn sie von den fernsten Hochkulturen handelt, und sie muss eine aufklärerische, skeptische, sich selbst hinterfragende Komponente in sich tragen. Beides ist bei dem heutigen Geschichtsverständnis nicht immer der Fall. So gibt es etwa Bücher mit dem Titel „Die Maya“, „Die Ägypter“. Ein wissenschaftstheoretisch treffenderer Ausdruck wäre „Versuch einer

Rekonstruktion der Geschichte der Maya in Fragmenten“. Dasselbe gilt für die Olmeken, Sumerer, Ägypter usw. Die Geschichtswissenschaft unserer Tage gibt nämlich zuweilen vor, in ihren Produkten mehr zu leisten, als sie tatsächlich mit ihren kausal strukturierten Methoden zu leisten imstande ist.

Zunächst besteht eine Methodik der noch immer vom Neopositivismus beeinflussten Geschichtswissenschaft darin, dass sie sich, wie könnte es anders sein, vornehmlich auf Fakten und scheinbar objektive Quellen bezieht. Diese „Fakten“ oder „Quellen“ sind aber zufällig. Würde ein Archäologe etwa an anderer Stelle andere Fragmente ausgraben, würde er bei einer spezifischen Kultur möglicherweise zu einem anderen Bild kommen. Aber auch die Interpretation dieser Fakten ist mehr oder weniger vom individuellen oder kulturspezifischen wissenschaftstheoretischen Weltbild des betreffenden Forschers oder Forscherteams geprägt und somit nicht absolut objektiv.

Wie jede andere Wissenschaft nimmt auch die Geschichtswissenschaft in ihren Ausführungen gigantische Abstraktionen, Vorannahmen und Konstruktionen an. Das Endprodukt der geschichtlichen Forschung ist also niemals stabil und absolut, sondern ebenfalls vorläufig, in dynamischem Kontext stehend, veränderbar, fragmentarisch.

Eine der Hauptkonklusionen dieser Betrachtung: Vieles, was sich im Geschichtsprozess ereignete, ist zufällig, ebenso vieles, was in der Geschichtsdarstellung aufgezeichnet wird. Der Zufall – einer der dominantesten Faktoren der biologischen Evolution – ist somit auch als eine der bedeutendsten und dominantesten Formen der soziokulturellen Evolution anzusehen. Wie bereits oben dargestellt, haben dazu auch metaphysische und eigendynamische erkenntnismäßige Konstruktionen des Menschen einen überproportional hohen Einfluss im Geschichtsverlauf, etwa bei der Ausbildung der frühen Hochkulturen. Diese Sichtweise relativiert in jedem Fall das klassische Bild vom „Homo sapiens“ oder „Homo faber“. Der Mensch war nämlich zu allen Zeiten der soziokulturellen Evolution vielmehr Gestalteter als Gestalter seiner Lebensumstände. In unserer hochkomplexen und dynamischen Zivilisation mag diese Sichtweise im Gegensatz zu vielen anderen Geschichts- und Weltanschauungen durchaus etwas wenig Erbauliches und latent Gefährvolles mit sich tragen.

Überträgt man dieses Geschichtsmodell auf unsere Gesellschaft, kann tatsächlich festgestellt werden, dass insbesondere mit zunehmender Komplexität unserer Gesellschaft sich in ihr immer mehr Ereignisse vollziehen, die unerwartet sind, die von niemandem geplant oder beabsichtigt waren. Anders ausgedrückt könnte man sagen: Nicht der „Homo faber“

beherrscht das soziokulturelle System, sondern er selbst wird mit zunehmendem Fortschritt seiner hochkomplexen und sich ständig dynamisierenden Zivilisation vom System beherrscht.

Die global ungelöste Umweltkrise, weltweite ideologische und religiöse Konflikte, die zunehmende weltweite Polarisierung von Arm und Reich usw. sind Phänomene, die natürlich nicht nur von niemandem geplant oder beabsichtigt waren, aber andererseits auch durch kaum einen Menschen oder die Menschheit überhaupt unmittelbar beherrschbar oder lösbar sind.

Lernen aus der Geschichte würde also in diesem Fall bedeuten: die Beschränktheit des menschlichen Erkennens zu berücksichtigen und daher bei den menschlichen Handlungen und insbesondere in einem hochkomplexen Zivilisationsprozess vorsichtig zu sein, um nicht zu sehr negativen und ungeplanten Nebenkonsequenzen dieser Handlungen ausgesetzt zu sein.

Die eigentlich große Revolution im Natur- und Menschenbild von Charles Darwin war bekanntlich die Behauptung Darwins, dass in der biologischen Evolution kein höherer Sinn zu erkennen sei, sondern dass sich diese nach dem Zufallsprinzip von durch die Selektion vererbten, mutierten Genen ereigne. Nun ist der Begriff des Zufalls seinerseits eine sprachliche, und zwar primär eine umgangssprachliche, und erst sekundär eine wissenschaftstheoretische Konstruktion des Menschen für Phänomene, die außerhalb des Kausalitätsprinzips schwer zu verstehen oder zu begreifen sind. Der Begriff des „Zufalls“ beschreibt also keineswegs ein eindeutiges Phänomen, dies gilt insbesondere bei seiner Anwendung auf die menschliche Kulturentwicklung.

Letztendlich muss also festgestellt werden, dass es mehr oder weniger auch vom „Zufall“ abhing, dass sich etwa am Unterlauf des Nils oder in den Hochländern der Anden eine hochkulturelle Evolution vollzog, während etwa die weit ausgedehnte Flussoasen des Amazonasgebiets keine andauernde hochkulturelle Evolution hervorbrachte. – Anders ausgedrückt: die geografischen und ökonomischen Verhältnisse am Nil, mit dessen periodischen Überschwemmungen, oder des Andengebiets können nicht als kausale Ursache für die Entstehung oder Entwicklung der dortigen Hochkulturen herangezogen werden. Im Übrigen wurde das Kausalitätsprinzip in der Geschichte bei diversen Beschreibungen und Erklärungen viel zu häufig und viel zu unbedacht angewandt.

Während man also seit der europäischen Aufklärung davon überzeugt war, dass die menschliche Rationalität schrittweise eine immer höhere Kulturstufe erlangt hat, ergibt sich

aus neueren Untersuchungen ein ganz anderes Bild: die menschliche Rationalität war etwa beim Entstehen der großen Hochkulturen gänzlich untergeordnet. Das Entstehen der Hochkulturen war abgesehen davon ein Nebenprodukt einer ganz anderen Zielsetzung, nämlich der Befriedigung eines metaphysischen Lebensbildes und nicht eine Befriedigung der materiellen Bedürfnisse des Menschen.

4. Auge, Greifhand und Sprachbild

Nach der klassischen etablierten Kulturtheorie und Anthropologie ist der Mensch als „Homo sapiens“ ein rationales Wesen, das kraft seiner Vernunft und seiner erworbenen Fähigkeiten sein soziales Dasein nach seinem Planen und Wollen gestaltet. In unzähligen Untersuchungen wurde implizit und explizit auf die besonderen intellektuellen und erkenntnismäßigen Fähigkeiten des Menschen hingewiesen und danach wurden häufig auch Unterscheidungskriterien zum Tier formuliert. Den hohen erkenntnismäßigen Fähigkeiten des Menschen scheinen in direkter Korrelation hohe Handlungs- und Verhaltensintentionen zu entsprechen.

Wenn wir das menschliche Auge oder den Sehsinn mit dem besonders stark ausgeprägten räumlichen Wahrnehmungsvermögen als die eine Säule der spezifisch menschlichen Erkenntniskapazität ansehen können, so wurde insbesondere in naturwissenschaftlichen Untersuchungen auch immer wieder auf die Koordination des menschlichen Sehsinns mit der Greifhand hingewiesen.

Bei genauerer systemischer und lebensnaher Betrachtung fällt jedoch auf, dass der Mensch einen großen Teil seiner Handlungen nicht nach dem vollzieht, was ihm das Auge vorurteilslos gebietet oder ihm sein außenweltbezogener Erkenntnisapparat vorgibt. Gegenüber dem Tier sind die möglichen handlungsauslösenden Faktoren mannigfaltig erhöht. Eine der besonderen Instanzen zur Erhöhung des Handlungspotenzials, und vor allem darauf kommt es aus der Sichtweise der evolutionären Stabilität und Bewährung letztendlich an, ist die menschliche Sprache. – Der Sehsinn des Menschen mit einer relativ adäquaten Repräsentation der fiktiven, aber als real angenommenen Umwelt würde vom Standpunkt eines effizienten und soziokulturell wirksamen Handlungspotenzials noch relativ wenig bewirken, wenn alle diese primären Basisinformationen nicht durch die eigendynamischen Konstruktionen der menschlichen Sprache erhöht und potenziert wurden.

Gerade die Grundfunktion der menschlichen Sprache wurde in der klassischen geistesgeschichtlichen Tradition möglicherweise deshalb vielfach fehlgedeutet, weil man diese als Medium der rationalen Informationsübermittlung annahm und dabei beinahe ausschließlich in Korrelation zum menschlichen Auge und seiner informationsgewinnenden Wahrnehmungsapparatur setzte.

Viel stärker als mit dem menschlichen Auge ist das Phänomen der Sprache jedoch mit dem eigendynamisch operierenden menschlichen Gehirn koordiniert, wobei durch die Sprache ständig neue handlungsauslösende Wirklichkeiten konstruiert werden. – Was mittels der Sprache von einem Menschen zum anderen oder zu vielen anderen übermittelt wird, wurde vielfach vorurteilslos und unreflektiert als Wissen bezeichnet. Wissen in dem Sinn von Informationsaustausch bezüglich beispielsweise belastender oder physisch-biologisch bedrängender Außenweltinformationen haben bereits Tiere. Die menschliche Sprache geht in ihrer Anlage und in ihren Grundfunktionen bei weitem darüber hinaus. Sie ist nämlich entsprechend dem überaus stark ausgeprägten menschlichen Zentralnervensystem fähig zu eigendynamischen Konstruktionen von mentalen und metaphysischen Wirklichkeiten, welche zudem eine massive soziokulturelle Handlungsrelevanz mit sich tragen.

Das Phänomen und die Funktionen der menschlichen Sprache sind von sehr vielen Natur- und geisteswissenschaftlichen Disziplinen untersucht worden und als gemeinsamer Konsens und sozusagen kleinster gemeinsamer Nenner blieb bislang unwidersprochen die Funktion der menschlichen Sprache zur rationalen Informationsübermittlung. Es haben beispielsweise Anthropologen, aber auch Psychologen immer wieder auf die große Dominanz und Variationsmöglichkeit des menschlichen Sprachvermögens hingewiesen und daraus auch Unterscheidungsmerkmale vom Tier abgeleitet.

Letztendlich entsprechen aber beinahe alle herkömmlichen Sprachtheorien unserem kulturspezifischen ratiomorphen Menschenbild, nach dem eben der Mensch ein vernunftbegabtes Wesen ist, das kraft seines Intellektes fähig ist, sein soziokulturelles Dasein und damit seine Geschichte planvoll zu lenken und zu gestalten.

Für die Geistesgeschichte und Sprachtheorie des 20. Jahrhunderts bedeutsam ist die festgesetzte Unterscheidung von drei Aspekten des Zeichenprozesses in der Sprachtheorie von Charles William Morris (1910-1979). Dieser höchst einflussreiche Philosoph war ein Vertreter der behavioristisch-pragmatischen Sprachphilosophie. Morris unterscheidet zwischen dem syntaktischen Aspekt, der die logische Beziehung der Zeichen untereinander untersucht. Die Möglichkeiten der logischen Sprachanalyse und der Untersuchung von logischen Beziehungen von sprachlichem Ausdruck und Wirklichkeit waren auch ein weites Thema der analytischen Philosophie, also der dominierenden Philosophie des 20. Jahrhunderts. Wie wir heute wissen, sind ihre Bestrebungen letztendlich gescheitert, wengleich die Konsequenzen für einen paradigmatischen Wechsel der Sprachphilosophie noch nicht gezogen wurden.

Nach dem syntaktischen Aspekt bezeichnet Morris im semantischen Aspekt die Beziehung zwischen dem Sprachzeichen und dem Bezeichneten. Auch in dieser Feststellung wird implizit und explizit ausgedrückt, dass die Sprache primär ein Phänomen der rationalen Informationsübermittlung sei mit der Fähigkeit und Möglichkeit einer relativ adäquaten Abbildung der Wirklichkeit. Im pragmatischen Aspekt führt Morris schließlich die Beziehung zwischen dem jeweiligen Sprachzeichen und dem Benutzer jener Zeichen, also dem Menschen ein. – Die Syntax, Semantik und Pragmatik gelten heute als wesentlichste allgemein anerkannte Grundannahmen der Sprachwissenschaft überhaupt. Auch andere Theorienansätze und Erklärungsversuche zuvor und danach sind mit dieser Grundaufstellung, die übrigens in jedem Lehrbuch für Sprachwissenschaft oder Philosophie steht, kompatibel.

Der Psychologe und Sprachforscher Karl Bühler (1879-1963) sieht ebenfalls als die Hauptfunktionen der menschlichen Sprache einerseits in der Funktion des Ausdrucks, mit der emotionale Zustände und Befindlichkeiten relativ adäquat transportiert werden können. In der Appellfunktion, etwa in einem Befehl, einer Warnung oder einem Hilferuf, sieht er, wie mir scheint, etwas zu eingengt einen pragmatischen, handlungsauslösenden Aspekt der Sprache. Schließlich sieht Bühler in der Darstellungsfunktion die abbildende und repräsentative Komponente der Sprache, die eben Sachverhalte, Gegebenheiten, aber auch psychische Zustände repräsentativ darlegen könnte.

In beiden klassisch gewordenen Untersuchungen, die noch heute als hochaktuell gelten, also in jener von Ch. W. Morris als auch in jener von Karl Bühler, fehlen gänzlich der Aspekt und die Fähigkeit der menschlichen Sprache zur eigendynamischen Schaffung von mentalen, metaphysischen Wirklichkeiten. Obwohl diesen zwar keine reale Entsprechung zukommt, sind sie aber trotz allem und kulturhistorisch noch viel zu wenig beachtet von massiver Handlungskonsequenz. Unsere eigentliche sprachtheoretische Besonderheit, die wir in mehreren Darstellungen dargelegt haben, dass nämlich die Ur- und Grundfunktion der menschlichen Sprache die Erhöhung des menschlichen Handlungspotenzials und Verhaltensinventars sei, ist auch mit dieser metaphysischen Eigenkonstruktionsmöglichkeit der Sprache voll erfüllt.

Im Verständnis von Ch. W. Morris könnten wir also neben dem syntaktischen, semantischen und pragmatischen Aspekt noch von einem konstruktiven, metaphysischen und dabei wesentlich handlungsauslösenden Aspekt sprechen, wobei dieser in der Qualität und Quantität seiner Bedeutung etwa weit über den semantischen Aspekt hinausreicht. In der Sprachtheorie und im Theoriengebäude von Karl Bühler könnten wir der Funktion des Ausdrucks, der Funktion des Appells und der Funktion der Darstellung ebenfalls die Funktion

der Eigenschöpfung und Eigenkonstruktion von neuen mentalen und metaphysischen handlungsrelevanten Wirklichkeiten hinzufügen.

Jene sprachlichen mentalen Welt- und Lebensbilder waren also bereits für den Steinzeitmenschen von wesentlicher Bedeutung. Dieser hätte vermutlich dem Druck der physischen Realität auf Dauer nicht standhalten können, wenn ihn nicht in den konstruktiven, metaphysischen Möglichkeiten der Sprache der Aufbau eines lebensfördernden und lebensdienlichen metaphysischen, magischen und religiösen Weltbildes möglich gewesen wäre. Kurioserweise negierte gerade diese wesentliche kulturhistorische Funktion eine ganze Gelehrtenrepublik von Sprachforschern, Erkenntnistheoretikern und Philosophen, nämlich die Vertreter der analytischen Philosophie, beinahe gänzlich, indem sie versuchten, alle metaphysischen Komponenten in ihrem kulturspezifischen Verständnis aus dem Sprachgebrauch explizit zu eliminieren.

Viele soziokulturelle und historische Dissonanzen ergeben sich schlichtweg daraus, dass an den Menschen falsche Anforderungen oder Vorstellungen geknüpft sind. Der Mensch ist also keineswegs das bloß rationale Wesen, wie ihn die Aufklärungszeit stigmatisierte. Rationale Überzeugungsversuche und Argumente durch die Sprache bewirken wenig gegenüber archaischen emotionalen oder ideologischen Dispositionen. Gerade in unseren Tagen, da sich erstaunlicherweise und unvorhersehbar in Analogie zu den Religionskriegen des Mittelalters und den daran anschließenden ideologisch dominierten Epochen der Neuzeit zunehmend eine Kluft und ein Unverständnis zwischen der traditionellen christlichen und der traditionellen islamischen Welt auftut, wird klar, welche unglaubliche Macht soziokulturell wirksame Welt- und Lebensbilder haben, die vor allem durch die menschliche Sprache ausgedrückt werden.

Auch die Ideologien des 19. und 20. Jahrhunderts wie der Nationalismus, der Totalitarismus, aber auch der marxistisch-leninistische Ansatz des Klassenkampfes lassen sich in ihrer irrationalen geschichtsmächtigen Wirksamkeit allein aus der Dominanz und eigengesetzlichen Wirklichkeit von sprachlich formulierten Welt- und Lebensbildern erklären. Neben den hier beispielhaft dargelegten Sprachforschern Morris und Bühler stehen eine große Anzahl Klassiker, die sich sowohl mit den Funktionen als auch mit den Bedingungen des Erwerbs und der Weitergabe der menschlichen Sprache befassen. In ihren Annahmen stehen diese jedoch alle im Paradigma der analytischen Sprachphilosophie des 20. Jahrhunderts, welche als Grundfunktion der Sprache die rationale Informationsübermittlung annehmen.

Die oben dargelegten hypothetischen Grundannahmen einer Dominanz eines irrationalen bis metaphysischen Sprachgebrauches von der archaischen Zeit bis in die Perioden der

ideologischen Verseuchung unserer Zivilisation machen es möglich, auch viele andere Theorieansätze etwa zum Spracherwerb und der Möglichkeit der Weitergabe und Modifikation sprachlicher Inhalte bis hin zu den aktuellen und zeitgenössischen Diskurstheorien neu zu überdenken.

Am Ende dieser Untersuchungen könnte freilich nicht das Bild eines eindeutig und rational denkenden und handelnden Homo sapiens stehen, sondern ein zutiefst in archaischen, biologischen Wurzeln verankertes, im Grunde irrationales Wesen Mensch. Diesem durchaus irrationalen, rational inkompetenten und zu allen Zeiten bedrängten Wesen Mensch entspricht auch der bedrohte Zustand unserer globalen Zivilisation wie der Biosphäre insgesamt.

5. Das Konzept des metaphysischen Sprachbildes und das Ende der Philosophie von Ludwig Wittgenstein

Die Philosophie des gesamten 20. Jahrhunderts war wesentlich geprägt vom sog. „Linguistic turn“, der Hinwendung zur menschlichen Sprache, auch zur Alltagssprache, von der am Ende des 19. Jahrhunderts durchaus als weltfremd verstandenen Universitäts- und Kathederphilosophie. Wegbereiter des „Linguistic turns“ waren zunächst die Engländer Bertrand Russell und sein Studienkollege Georg Edward Moore. Sie meinten zu ihrer Zeit mit Recht, dass etwa ein Immanuel Kant ein interessantes intellektuelles System entwickelt hat, das aber in der faktischen Lebenswelt kaum jemanden tangiert.

Einer der populärsten Vertreter der neuen Richtung einer im Grunde positivistisch orientierten Sprachphilosophie war der Österreicher Ludwig Wittgenstein. – Wittgenstein war Volksschullehrer in Kirchberg am Wechsel in Niederösterreich, wurde zu einem Schüler von Bertrand Russell und gilt heute für so manche als einer der populärsten, wenn nicht bedeutendsten Philosophen des 20. Jahrhunderts. In der Tat ist es Wittgenstein gelungen, mit seiner auf die menschliche Sprache fokussierten Denkweise und Philosophie einige offene Grundfragen des „Linguistic turns“ in fragmentarischen Abhandlungen darzulegen. Wittgenstein hat zeit seines Lebens selbst nur ein Buch von geringem Umfang publiziert, nämlich den berühmten „Tractatus logico philosophicus“.

Nimmt man den Tractatus heute zur Hand, kann man sich nicht des Eindrucks erwehren, dass auch diese Abhandlung einen Inbegriff der Weltfremdheit und Abkopplung von der faktischen Lebenswelt darstellt. Schon der Anspruch der Abhandlung, welche im Titel enthalten ist, dass nun darin die ganzen großen philosophischen Probleme durch die Einbeziehung logischer Prinzipien allumfassend und für immer gelöst seien, trägt etwas Weltabgewandtes mit sich. In der Tat wandte sich Wittgenstein nach der Abfassung und Publikation des Tractatus nach dem Ende des Ersten Weltkriegs von der Philosophie ab, da er meinte, damit ohnedies schon alles gesagt zu haben. „Sprache“ bedeutet im soziokulturellen Dasein tatsächlich sehr viel; aber nicht alles. Vor allem hat auch Wittgenstein – wie viele seiner Kollegen – den handlungsauslösenden Aspekt übersehen.

Das Vertrauen in die Logik entsprang damals im Übrigen durchaus dem Paradigma der Zeit. 1928 publizierte aus einem ähnlichen Grundparadigma heraus Rudolf Carnap eine berühmt gewordene Schrift mit ähnlicher Intention: „Der logische Aufbau der Welt“.

Bevor wir über Wittgenstein und seine ehrlichen späteren Selbstzweifel am Traktat weiter fortfahren, seien zunächst einige grundsätzliche Bemerkungen zur Relevanz von logischen Bestimmungen und Ansprüchen in der faktischen Lebenswelt dargelegt: Die von Menschen geschaffenen logischen Prinzipien entsprechen jeweils nur einem ganz kulturspezifischen Weltbild und sind somit keineswegs von allgemeiner Gültigkeit. Die faktische Lebenswelt andererseits unterliegt zu jeder Zeit einer weitgehend eigendynamischen Komplexität und Dynamik, welche sie auch wenigstens zum Teil unabhängig macht von menschlichen Einflüssen und menschlicher Gestaltbarkeit. Aus dieser Grundposition heraus kann es natürlich geschehen, dass vom Menschen als „wahr“ und „richtig“ dargestellte Erkenntnisse für die faktische Lebenswelt vollkommen bedeutungslos sind. Umgekehrt kann es geschehen, dass falsche Erkenntnisinhalte und ihre Verwirklichungsversuche in der allgemeinen faktischen Lebenswelt am Ende doch positive und starke Handlungsimplicationen haben.

Einige Beispiele dafür: Nikolaus Kopernikus hatte vor etwas mehr als 500 Jahren streng und rigoros betrachtet tatsächlich eine falsche Theorie im Kopf, als er sein neues, für die damalige Zeit revolutionäres heliozentrisches Weltbild begründete. Denn aus heutiger Sicht wissen wir, dass auch die Sonne nicht den Mittelpunkt des Universums darstellt. Auch Christoph Kolumbus hatte eine falsche Theorie im Kopf, wenn er meinte, in nur sieben Wochen auf der Seefahrt am Atlantik Richtung Westen auf Indien stoßen zu können. Und doch hatten beide Denker und Außenseiter der Wissenschaft, die sie zu dieser Zeit waren, mit ihren zumindest partiell falschen Theorieansätzen einen extrem positiven soziokulturellen Handlungserfolg. – Kopernikus kann noch vor Galileo Galilei als Begründer der neuzeitlichen naturwissenschaftlichen Methodik angesehen werden, und Christoph Kolumbus leitete mit seiner ungewollten Entdeckung eines neuen Kontinentes, die ihm selbst als solche nie bewusst geworden war, das Zeitalter der Globalisierung und die europäische Aufstiegszeit ein.

Ein möglicherweise kulturhistorisch noch zu wenig beachtetes und untersuchtes Phänomen ist die grandiose Fähigkeit von Naturvölkern bis hin zur Entwicklung der frühen Hochkulturen, sich ein sprachliches und mentales Lebens- und Weltbild aufzubauen, das mit der uns so erscheinenden faktischen und objektiven Realität praktisch nichts mehr oder nur mehr sehr wenig zu tun hat. Unsere kulturspezifischen ratiomorphen, auf Logik und Vernunftglauben beruhenden Kriterien von „wahr“ und „falsch“ werden in diesen Kulturen gänzlich bedeutungslos. Das eigentliche Wesentliche dabei: Obwohl also alle diese archaischen und im Grunde metaphysisch geleiteten Kulturformen aus unserer Sicht ein gänzlich falsches Welt- und Lebensbild mit sich tragen, gewinnen sie eben daraus über Jahrhunderte, um nicht zu

sagen – wie am Beispiel der ägyptischen Hochkultur – über Jahrtausende kulturelle Anstöße und Verhaltensintentionen für eine stabile Sozialordnung. Umgekehrt scheint unsere hochkomplexe und dynamische Zivilisation beruhend auf einer scheinbar objektivierten Wissenschaftskultur zum ersten Mal in der gesamten Kulturgeschichte eine akute Gefährdung nicht nur des Homo sapiens, sondern der gesamten Biosphäre darzustellen.

An diesen Beispielen soll also dargelegt werden, dass die jeweils aktuellen kulturspezifischen, logischen und wissenschaftlichen Kategorien von „wahr“ und „falsch“ in der allgemeinen faktischen Lebenswelt nur eine begrenzte Gültigkeit haben. Vor allem soll damit aber auch aufgezeigt werden, dass ein übermäßiges Vertrauen in die Logik und logische Abhandlungen, wie es etwa bei gewissen Philosophen und Autoren am beginnenden 20. Jahrhundert der Fall war, selbst etwas Weltfremdes und Weltabgeschiedenes mit sich trägt.

Ludwig Wittgenstein zeichneten aber zum Unterschied zu vielen Denkern und Philosophen vor und nach ihm zwei Charaktermerkmale aus, die es vielleicht dennoch erlauben, ihn als bedeutenden Denker anzusehen. Zumindest war er ein Indikator seiner Zeit und brachte einige geistige und philosophische Grundprobleme seiner Zeit in kurz gehaltenen Aphorismen in den Blickpunkt der damaligen philosophischen Fachwelt. Wittgenstein war schließlich willens, beinahe seine ganze frühe Philosophie, wie sie im Tractatus enthalten ist, über Bord zu werfen. Er war also fähig, sich von all seinen früheren Anschauungen zu trennen. Andererseits richtete er all seine Abhandlungen in den späteren „Philosophischen Untersuchungen“ vornehmlich nach eigenen individuellen Überlegungen über die menschliche Sprache aus und weitgehend abgekoppelt von der Fachliteratur oder der damaligen etablierten Universitätsphilosophie.

Ein zentraler Satz im „Tractatus logico philosophicus“ lautet: „Der Satz zeigt die logische Form der Wirklichkeit.“ Damit will Wittgenstein in seiner frühen Philosophie ausdrücken, dass die menschliche Sprache fähig ist, die Wirklichkeit exakt zu beschreiben und zu erklären. Auch viele andere Aphorismen und Essays seiner Frühzeit zielen in dieselbe Richtung. Etwa wenn er meint: „Alles, was sich aussprechen lässt, lässt sich klar aussprechen.“ Die menschliche Sprache, ein Satz also, kann die gesamte Wirklichkeit darstellen. Dementsprechend definiert Wittgenstein auch den Anspruch seines Traktates, wenn er meint, alle Philosophie sei Sprachkritik.

Bei diesen Sätzen fällt auf, dass sich Ludwig Wittgenstein mit seinen optimistischen Erkenntnis- und Sprachkonzeptionen vollkommen im allgemeinen Paradigma der damaligen

neopositivistischen Strömungen befand. Man kann auch sagen, dass für ihn die Feststellung von seinem Zeitgenossen Sigmund Freud gilt, der da meinte, dass der Mensch die Wirklichkeit vornehmlich so wahrnehme, wie er sie sich wünsche. In der Tat war es für die aufstrebende Wissenskulturskultur von großer Befriedigung, wenn die menschliche Sprache, die ihre erste Bewährung allerdings im Steinzeitalter fand und nicht in einer hochkomplexen Zivilisation, den Ansprüchen einer objektiven Darstellungsmöglichkeit genügen würde.

Auch Rudolf Carnap, wie Wittgenstein im weitesten Sinne ein Vertreter des neopositivistischen Wiener Kreises, versuchte in seinem Werk „Der logische Aufbau der Welt“ ein Konstitutionssystem darzulegen, welches nach den Prinzipien der scheinbar objektiven Wissenschaften die Welt vollkommen beschreibt und erklärt. Auch in dem späteren Werk von Carnap „Die logische Syntax der Sprache“ (1934) versuchte er, unter der Schöpfung formaler künstlicher Sprachen eine allgemeine Sprachenwissenschaftlichkeit mit den Methoden der damaligen Sprachphilosophie zu legitimieren.

Die Natur- und Geisteswissenschaften hatten an der Jahrhundertwende des 19. zum 20. Jahrhunderts schon erstaunliche Leistungen vollbracht. Albert Einstein, Sigmund Freud, aber auch Künstler wie Wassily Kandinsky verließen die Wege der bisherigen unmittelbaren vertrauten mesokosmischen Anschauungsform und stellten immer tiefere Analysen und umfassendere Synthesen an. Nur eines wollte bei all den praktischen Erfolgen der Wissenschaften, die immerhin bereits zu den Kraftfahrzeugen und der Luftfahrttechnik, zur industriellen Revolution und zu einem partikulären allgemeinen Wohlstand führten, nicht gelingen: Die Sprache als objektives und legitimes Mittel der empirisch strukturierten Wissenskulturskultur darzustellen. Daher meinte Ludwig Wittgenstein schließlich etwas resignierend: „Die Philosophie ist ein Kampf gegen die Verhexung unseres Verstandes durch die Mittel der Sprache.“

Aus dem bisher Festgestellten geht also hervor, dass das Bemühen des neuzeitlichen Menschen, die aus einer langen Phylogese und kulturhistorischen Entwicklung entstammte Sprache in ein formales logisches System zu zwängen, das gerade den Ansprüchen unseres kulturspezifischen Weltbildes entsprechen soll, ein Fehlschlag sein musste. Denn die Urfunktion der menschlichen Sprache, das möchte ich mit meinem Konzept des verbalen Lebensbildes darlegen, ist eine gänzlich andere als jene, irgendeine Wirklichkeit objektiv abzubilden. Ja, ich möchte behaupten, dass die Urfunktion der menschlichen Sprache zunächst nicht einmal jene ist, welche wir bei den elementaren Sprachlauten der Tiere kennen. Bei Brunftäußerungen, aber auch bei Lautäußerungen der Gefahr im Tierreich wird

klar, dass den tierischen Sprachlauten nicht irgendeine primäre Erkenntnisfunktion innewohnt, sondern dass sie vor allem einen Zweck hat: das Handlungs- und Verhaltenspotenzial von bestimmten komplex organisierten biologischen Organismen zu erhöhen.

Diese Grundfunktion der Tiersprachen können wir auch als elementarste Funktion der menschlichen Sprache ansehen. Diese besteht also nicht in dem unserem kulturspezifischen Weltbild entsprechenden Bemühen, irgendeine Wirklichkeit objektiv abbilden und darstellen zu wollen, sondern darin, das Handlungspotenzial des Menschen zu erhöhen.

Man könnte nun immer noch einwenden, eine der wesentlichsten Funktionen der menschlichen Sprache sei dabei aber doch der objektive Informationsaustausch. Dieser Einwand mag möglicherweise für die Funktion von höheren Tiersprachen bis zu einem gewissen Grad gerechtfertigt sein, nicht aber für die komplexe Funktion der menschlichen Sprache, welche im frühen Kulturstadium des Paläolithikums bereits ihre vollkommene Ausformung fand. Betrachten wir, bevor wir mit unseren Untersuchungen fortfahren, die wesentlichsten Marksteine, die in der biologischen und frühen soziokulturellen Evolution zur Menschwerdung führten.

Der Mensch teilt seit jeher mit den Primaten die Fähigkeit einer guten Raumwahrnehmung, ohne dass wir dabei die Behauptung aufstellen können, dass das menschliche Sehvermögen jemals ein objektives Abbild der Wirklichkeit darstellen würde. Dieser im allgemeinen Sprachgebrauch also gute Sehsinn war verbunden mit frei gewordenen Händen nach der Aufrichtung der Frühformen des heutigen Menschen vor etwa sechs Millionen Jahren. Die ständige Konfrontation der Augen mit dem dahinter liegenden schon damals relativ groß angelegten Gehirn mit den sehr beweglichen und beherrschbaren Greifhänden mochte mit den damit verbundenen einfachen Tätigkeiten wie Werkzeuggebrauch die menschliche Intelligenz im dahinter liegenden Gehirn immer weiter gesteigert haben. Die Steigerung der menschlichen Intelligenz wurde schließlich zu einem gravierenden kulturspezifischen Nachteil, denn sie konfrontierte ein hochbegabtes Wesen beispielsweise mit dem Todesphänomen, dem Bewusstwerden des eigenen Todes wie des vollkommenen Bewusstwerdens des Todes der anderen.

Mit dieser Schaffung einer gleichsam selbst konstruierten künstlichen Angst und eines künstlichen Unwohlseins, also einer extremen Erniedrigung des tatsächlichen existenziellen Sicherheitsgefühls, wäre die soziokulturelle Evolution bereits zu dieser Zeit wohl in eine

Sackgasse gelaufen, wenn nicht die biologische Evolution daraus einen einzigartigen und allein der Menschwerdung vorbehaltenen Ausweg gefunden hätte. Das menschliche Gehirn wurde schließlich – vollkommen unabhängig von irgendwelchen Außenweltinformationen – zu eigendynamischen mentalen und verbalen Konstruktionen fähig, die letztendlich als Gegenpol zum extremen Druck der tatsächlichen physischen und psychischen Realität entstanden sind. Dies war die Geburtsstunde der Magie und Religion, ausgedrückt durch die menschliche Sprache, des Glaubens an das Weiterleben nach dem Tod und der Hoffnung auf fürsorgliche Götter, wenn man ihnen nur genug opferte.

Das eben bewusst gewordene Todesproblem war damit zumindest partiell wieder überwunden. Eine der Hauptfunktionen der menschlichen Sprache, die ihre bedeutendsten Ausformungen wahrscheinlich gerade zu dieser Zeit der endgültigen Gehirnentwicklung zum heutigen Menschen fand, war nicht die Abbildung irgendeiner realen Wirklichkeit, sondern ganz im Gegenteil: die lebensdienliche Verzerrung und Verfälschung der realen Wirklichkeit. Denn nur unter dem Anspruch der Verzerrung und metaphysischen Verfälschung durch die menschliche Sprache, durch die Flucht in eine imaginäre metaphysische Scheinwelt also, war der Mensch der damaligen Zeit überhaupt fähig, dem realen Existenzdruck seines Daseins zu widerstehen.

Wenn wir also sehen, dass die Urfunktion der menschlichen Sprache dem Aufbau eines vollkommen irrationalen metaphysischen Weltbildes dient, scheint es geradezu naiv, meinen zu wollen, dass diese vielleicht menschlichste aller Fähigkeiten prädestiniert sei zum Aufbau einer objektiv gültigen und sich absolut bewährenden Wissenschaftskultur.

Kulturhistorisch sollte diese Urfunktion der menschlichen Sprache gerade in den frühen Hochkulturen geschichtsmächtig werden. Das aus unserer Sicht wesentliche Grundmotiv der menschlichen Sprache, nämlich die Erhöhung des menschlichen Handlungspotenzials, war auch hier vollkommen gegeben und wurde zu einem eigentlichen Kulminationspunkt geführt. Das Denken und Handeln der Menschen der frühen Hochkulturen, von denen wir noch alle unsere hohen zivilisatorischen Einrichtungen – von der Schrift über die Wissenschaften bis zum Staat und der Verwaltung – zurückführen können, war vor allem von der überragenden Dominanz und der Erfüllung der Anforderungen dieses Lebensbildes geprägt.

In neuzeitlichen aufgeklärten Epochen kehren diese frühen geschichtsmächtigen metaphysischen Anlagen in den ebenso geschichtsmächtigen Ideologien wieder. Wie verzweifelt und betroffen muss also ein ehrbarer und integrier Mensch wie Wittgenstein

gewesen sein, der immerhin einen Großteil seines Vermögens verschenkte, als er merkte, dass die Sprache seinen im Traktat gestellten Anforderungen keineswegs genügen konnte. Wir könnten nun unsere Untersuchungen noch ausweiten über die Spätphilosophie Wittgensteins und sein immer noch verzweifeltes Bemühen, doch noch irgendwelche objektiven epistemologischen Kriterien für den menschlichen Sprachgebrauch zu gewinnen, etwa in der Klärung der tatsächlichen Bedeutung von sprachlichen Ausdrücken. Wir können unsere Untersuchungen aber auch abschließen und uns mit der Feststellung begnügen, dass die Natur eben in jedem Fall stärker ist als die Kultur, dass also auch eine aus der Phylogenese erworbene Anlage im Menschen um vieles dominanter sein muss als ein relativ kurzfristiges kulturhistorisches Bemühen, etwa auch um die Möglichkeiten und Bedingungen eines wissenschaftlichen Sprachgebrauchs.

Im Endergebnis bleibt freilich die Feststellung, dass unsere Wissenschaftskultur teilweise auf einer falschen Grundlage beruht, wenn sie ihr gigantisches Handlungspotenzial auf das Paradigma der empirischen Beschreibbarkeit der Natur, ihre vollkommene Erklärungsmöglichkeit und damit auch ihre Beherrschbarkeit zurückführt.

Eine der wesentlichsten erkenntnistheoretischen Errungenschaften und Begriffe, die man noch heute untrennbar mit dem Namen Ludwig Wittgensteins verbindet, ist der des „Sprachspiels“. Nach Wittgenstein soll also das Wort Sprachspiel hervorheben, dass das Sprechen einen Teil einer Tätigkeit oder einer Lebensform darstellt, das nach bestimmten Regeln abläuft. Nicht enthalten sind in diesem Konzept jedenfalls die umfassenden Implikationen der menschlichen Sprache in Hinsicht auf deren tatsächliche Handlungsintentionen und die dominante Verhaltenssteuerung in der soziokulturellen Evolution. Diese bestimmenden Funktionen erklären wir vielmehr mit dem Konzept des Lebensbildes, welches den bisherigen konventionellen Konzepten von „Weltanschauung“ oder „Ideologie“ nur partiell entspricht.

Gemeinsam ist also den „Philosophischen Untersuchungen“ mit dem „Tractatus“ das immerwährende Bemühen, doch endlich Klarheit in die Angelegenheiten der Sprache zu bringen und sie von ihren „Verhexungen“ zu befreien, doch noch die Bedeutung eines Ausdruckes möglichst eindeutig zu bestimmen, ohne dabei deren tatsächliche soziokulturelle Verhaltensimplikationen auch nur ansatzweise zu berücksichtigen.

6. *Wie wirklich ist die Wirklichkeit?*

Eines der erstaunlichsten Phänomene der Wissenschaftsgeschichte ist das Faktum, dass selbst heute, nach zweieinhalbtausend Jahren abendländischer Philosophie und Erkenntnistheorie, noch nicht annähernd ein Konsens darüber besteht, was die Wirklichkeit nun wirklich ist. Auch mehrere Jahrhunderte Naturwissenschaft in der europäischen Neuzeit trugen paradoxerweise nichts zur Lösung dieses Problems bei.

Verstand man im Mittelalter unter wissenschaftlicher Forschung vor allem das Studium der klassischen Philosophen und Autoritäten, wie Plato, Aristoteles und andere, so vertraute man zu Beginn der europäischen Neuzeit, beginnend mit Nikolaus Kopernikus (1473 – 1543), Galileo Galilei (1564 – 1642) und Isaac Newton (1643 – 1727), den eigenen und direkten Beobachtungen der Natur. Die Methode der kritischen empirischen Naturbeobachtung und -Beschreibung leitete den Siegeszug der abendländischen Naturwissenschaften ein. Doch schon im 19. Jahrhundert und noch ausgeprägter im 20. Jahrhundert traten damit nicht zu lösende methodologische Probleme auf, die beispielsweise der neopositivistische Zweig der Philosophie unter anderem mit den Methoden der logischen Sprachanalyse zu lösen versuchte. Alle diese Versuche, die im Bemühen gipfelten, für das empirisch Beobachtete und sprachlich Formulierte doch endlich unverrückbare und universelle Verifikationskriterien angeben zu können, sind – wie wir heute wissen – gescheitert. Ungeachtet dessen arbeitete im 20. und im beginnenden 21. Jahrhundert ein Großteil der Naturwissenschaftler noch immer so, als könnte man die Natur mit größter Exaktheit mittels der Sprache beschreiben, erklären und damit auch beherrschen.

Eine alles entscheidende Frage, welche viele Schwierigkeiten und Krisenerscheinungen des in wissenschaftshistorischer Hinsicht so bedeutenden logischen Empirismus bewusst gemacht und damit auch überwindbar gemacht hätte, wurde dabei vielfach übersehen:

Entspringt das, was ein menschliches Subjekt – etwa ein Naturwissenschaftler – im Objektbereich des Naturgeschehens zu erkennen vermeint, tatsächlich den Ordnungsprinzipien der Natur oder entspringt es nicht vielmehr überwiegend den Ordnungsintentionen seines eigenen menschlichen Zentralnervensystems?

Ein Beispiel: Die naturwissenschaftlich orientierte evolutionäre Erkenntnistheorie, als deren wesentlichster Begründer Konrad Lorenz gilt, ging von einer Anpassung der menschlichen Erkenntnisstrukturen an die Außenwelt aus. Das sogenannte „Anpassungspostulat“,

zurückgehend auf die Anpassungshypothese von Charles Darwin, schien tatsächlich unmittelbar einleuchtend und evident zu sein: So wie der Pferdehuf dem Steppenboden angepasst ist oder die Fischflosse dem Wasser, so ist eben die menschliche Erkenntnisapparatur der natürlichen Umwelt angepasst. Durch diese Anpassung unserer Sinnesorgane an eine reale Außenwelt, die in der Phylogenese nach den darwinistischen Selektionskriterien erfolgte, sei ein objektives Bild der Wirklichkeit garantiert.

Mit einer einfachen kritischen und weiterführenden Fragestellung kann dieses Evidenzerlebnis zerstört werden. Wer je auf einem philosophischen Institut ein Seminar in der Erkenntnistheorie besucht hat, weiß von der relativen Resignation, Apathie und dem Bewusstsein des Unlösbaren bei derartigen Problemstellungen. Eine Lösung des Erkenntnisproblems will und will sich nicht abzeichnen, kein grauer Schimmer am Horizont, obwohl etwa die Neopositivisten zu Beginn des 20. Jahrhunderts glaubten, durch die Einführung von rigorosen Verifikationskriterien nun endlich die endgültige Lösung gefunden zu haben.

Doch nun zurück zur Relativierung und partiellen Widerlegung des darwinistischen Anpassungspostulates unserer Sinnesorgane: In der klassischen Physik ist längst klar, dass es etwa in der objektiven Wirklichkeit keine Farben geben kann, übrigens auch keine Laute oder Gerüche. Farben werden erst vom menschlichen Zentralnervensystem entsprechend von spezifischen Wellenqualitäten aufgebaut. Laute konstruiert sich der Mensch selbst durch Druckschwingungen in der Atmosphäre usw.

Gemäß dem Anpassungspostulat der evolutionären (darwinistischen) Erkenntnistheorie müsste sich also ein grüner Laubfrosch der grünen Wiese oder grünen Sträuchern angepasst haben. Wie soll sich nun ein Laubfrosch der Farbe Grün in der Natur einfach anpassen, wenn es diese Farbe in der objektiven physikalischen Realität gar nicht gibt? – Ungelöste Probleme und Fragen über Fragen.

Ein Ausweg aus diesem Dilemma schien schon in den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts die Hinwendung zum Paradigma des erkenntnistheoretischen Konstruktivismus zu sein, ein Paradigmenwechsel auf einigen Universitätsinstituten, an dem auch ich in meiner Dissertation mitgearbeitet habe. Was behauptet also der Konstruktivismus, eine der moderner erscheinenden und doch sehr alten Strömungen der Erkenntnistheorie?

Eine seiner Hauptaussagen besteht darin, dass praktisch alles, was wir durch unsere Sinnesorgane wahrnehmen, letztendlich im menschlichen Gehirn moduliert und aufbereitet wird, z. B. die Farb-, Licht- und Schallwahrnehmung, das Raum- und Zeitempfinden und vieles mehr. Manche Vertreter der sehr vielschichtigen Strömung des Konstruktivismus, einschließlich des radikalen Konstruktivismus betonen auch die Erkenntniskapazität der menschlichen Sprache und verweisen auf die Vieldeutigkeit der sprachlichen Begriffe.

Das Ziel der neopositivistischen Tradition in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, welches u. a. vom sogenannten „Wiener Kreis“ hochgehalten wurde, nämlich eindeutige Kriterien der Verifikation für eine objektive Naturbeschreibung mittels der menschlichen Sprache angeben zu können, wird damit endgültig zu Grabe getragen.

Und doch bietet uns der epistemologische Konstruktivismus in all seinen Schattierungen in der Erkenntnistheorie nicht den Stein der Weisen: Wenn alle Erkenntnisinhalte erst im menschlichen Gehirn moduliert werden, wie ist es dann möglich, dass der Mensch in der natürlichen Umwelt mehr oder weniger erfolgreich handeln kann? Viele Vertreter des Konstruktivismus einschließlich des „radikalen Konstruktivismus“ stellen ihre Thesen so exponiert und rigoros dar, dass sie damit selbst wieder unglaubwürdig werden. Wenn man beispielsweise nachweisen kann, dass im biologischen Wesen Mensch zwischen einer sog. realen Außenweltgegebenheit, also einer Außenweltinformation, und einer internen Wahrnehmung im Subjekt keine streng deterministische und kausale Beziehung nachzuweisen ist, darf man daraus nicht den fälschlichen Schluss ableiten, dass zwischen Außenwelt und Innenwelt überhaupt keine geordneten und geregelten Beziehungen bestünden. Genau diese geordnete Beziehung unserer Sinnesorgane einschließlich des menschlichen Gehirns, in dem – wie wir heute wissen – sowohl kausale als auch akasale, also nichtdeterminierte Prozesse ablaufen, bestreiten viele extreme Vertreter und Verfechter des Konstruktivismus.

Entsprechend dem allgemeinen Paradigma der Abgehobenheit der zeitgenössischen Universitäts- und Kathederphilosophie von der faktischen Lebenswelt wird also im Prinzip mit sophistischen Methoden gearbeitet, also unter willkürlicher Überbewertung einiger Aspekte und ebenso willkürlicher Unterbewertung anderer spezifischer Erkenntnisaspekte. Diese Widersprüche und Schulbildungen innerhalb der philosophischen Erkenntnislehren scheinen wiederum den orthodoxen und klassischen Naturwissenschaftlern Recht zu geben, die meinen, seit Nikolaus Kopernikus und Galileo Galilei ohnedies die einzig wahre und richtige Methode gefunden zu haben, nämlich das unbegrenzte Vertrauen in die empirische

Wahrnehmung. In der Tat führt die konstruktivistische Erkenntnislehre auf die Spitze getrieben zu nicht weniger Ungereimtheiten und Widersprüchen als die damit überwunden geglaubte neopositivistische Erkenntnistradition.

Im Übrigen kümmern sich viele Naturwissenschaftler, vielleicht auch wegen der Unergiebigkeit der Argumentationen, nicht mehr wirklich um spitzfindige erkenntnistheoretische Fragestellungen. – Vom Glauben an eine eindeutige und objektive Beschreibungs- und Erklärungsmöglichkeit der Natur war es allerdings nur ein kleiner Schritt vom Glauben und Dogma der absoluten Beherrschungsmöglichkeit der Natur; sehr zum Schaden der Natur wie der Biosphäre, wie wir heute wissen.

Wenn ich jede objektive Außenweltinformation infrage stellen kann, wie kann sich ein radikaler Konstruktivist dann anmaßen, über die Tätigkeit des menschlichen Gehirns objektive Angaben zu machen, um damit zu weitreichenden erkenntnistheoretischen Folgerungen gelangen zu können?

Solche und ähnliche philosophische Fragen kann man im elfenbeinernen Turm der philosophischen Universitätsinstitutionen natürlich in irgendeiner Weise verbal beantworten, aber sofort tauchen neue Probleme auf. – Zu jedem erkenntnistheoretischen Argument findet sich früher oder später ein Gegenargument, zu jeder Regel eine Ausnahme, zu jeder objektiven und „wahren“ Aussage eine begründete Infragestellung. Fazit: Das Erkenntnisproblem scheint tatsächlich unlösbar zu sein, zumindest in der traditionellen Polarisierung zwischen empirischem Realismus oder konstruktivem Idealismus.

Betrachtet man die zweieinhalbtausendjährige Geschichte der abendländischen Philosophie, so manifestieren sich in der Erkenntnistheorie zwei Hauptströmungen, wiewohl im Prinzip jeder einzelne Philosoph einen spezifischen Zugang zu diesem Problem geschaffen hat. Genau genommen gibt es also, und das erscheint als besonders bedenklich, so viele erkenntnistheoretische Positionen, wie es Philosophen und Erkenntnistheoretiker gibt.

Die eine realistische Richtung kann sich auf Aristoteles berufen. Sie ist auch die Position der sogenannten exakten Naturwissenschaften, und geht davon aus, dass die Welt im Großen und Ganzen so beschaffen ist, wie wir sie wahrnehmen. Die andere Richtung geht auf Plato zurück und stellt mehr oder weniger explizit fest, dass alles, was wir wahrnehmen, Imagination und Trugbild ist. Der letzte Schrei dieser Ansichten, die schon weit mehr als zweitausend Jahre alt sind, ist eben manifestiert im modernen Paradigma des „radikalen Konstruktivismus“. Das „missing link“ zwischen realistischer und idealistischer Naturbetrachtung scheint noch nicht

gefunden zu sein. Dennoch kann man annehmen, dass die eine Position stets auch die andere als Voraussetzung hat.

Ein Hauptgebiet der abendländischen Philosophie ist also seit zweieinhalbtausend Jahren die Erkenntnistheorie. Die erkenntnistheoretischen Positionen und Traditionen zeichnen sich dabei durch einige bemerkenswerte Paradoxien aus: Man kann also einerseits mit Fug und Recht behaupten, dass es so viele erkenntnistheoretische Standpunkte gibt, wie es engagierte Erkenntnistheoretiker und Philosophen gibt, von denen nicht wenige meinten, nun endlich die Lösung des Problems gefunden zu haben. Zum anderen neigte man in der Darstellung und Vertretung erkenntnistheoretischer Positionen zu Schulbildungen mit weitgehend dogmatischer Gefolgschaftstreue. Als drittes wesentliches Paradoxon kann man konstatieren, dass von der etablierten Scientific Community neue Anregungen und Diskussionsbeiträge von Außenseitern ignoriert oder gar abgelehnt werden, weil man sich im allgemeinen Diskurs viel lieber auf irgendeine der klassischen Autoritäten bezieht. Dabei gäbe es durchaus noch Potenzial für innovative und alternative Sichtweisen, insbesondere bei einem engeren Kontakt zur faktischen Lebenswelt.

Eine Besonderheit der Philosophie des 20. Jahrhunderts war ihre Hinwendung zur menschlichen Sprache und auch zur Alltagssprache im sog. „Linguistic turn“. Ein grundlegender Fehler war es dabei möglicherweise, die menschliche Sprache vom Standpunkt einer scheinbar objektiven Wissenschaftskultur und nicht vom tatsächlich sehr subjektiven Sprachgebrauch der Alltagsmenschen zu betrachten. Aus dieser Praxis vor allem konnte sich das Missverständnis ergeben, in der Sprache primär ein Erkenntnisinstrument oder gegebenenfalls auch ein Medium der Informationsübermittlung zu sehen. Tatsächlich liegt aber die Urfunktion der menschlichen Sprache, übrigens auch der Lautäußerung der höheren Tiere, nicht in irgendeiner Erkenntnisfunktion oder einem Bemühen um irgendeine Wahrheit, sondern in der Erhöhung des Handlungspotenzials des jeweiligen biologischen Lebewesens. Bereits bei Lauten der Gefahrwahrnehmung oder bei Brunftäußerungen ist bei höher organisierten Tieren diese Grundfunktion vorgezeichnet. Die Funktion der menschlichen Sprache, welche möglicherweise die eigentliche und bedeutendste Kulturleistung des Menschen überhaupt ist, geht aber bei weitem über diese animalischen Ansprüche hinaus.

Schon der Steinzeitmensch konnte in der damals sehr belastenden physischen Realität nur dadurch bestehen, indem er sich eine imaginäre metaphysische Wirklichkeit mit dem Mittel der Sprache aufbaute, die den faktischen Lebensdruck zumindest in mentalen und metaphysischen Bereichen bedeutend minderte. Dies war nicht nur die Geburtsstunde der

Magie und Religion, sondern auch ganz allgemein die Begründung der Vieldeutigkeit (Arbitrarität) und beinahe willkürliche kulturspezifische Verwendbarkeit der menschlichen Sprache, während Tiersprachen durchaus noch an artspezifische Vorgaben gebunden sind.

Ganz im Gegensatz zum Bemühen der neopositivistischen Tradition können wir also die Sprache als ein Medium betrachten, deren Hauptfunktion nicht irgendeine objektive und reale Darstellung von Wirklichkeiten ist, sondern ganz im Gegenteil: die Verzerrung und Verfälschung von Wirklichkeiten. Der phylogenetische Vorteil eines derartigen Sprachgebrauchs, welcher direkt in die Ursprünge der Magie und Religion mündete, aber auch in alltäglichen Lebensbereichen breiteste Anwendung fand, war in der Stammesgeschichte von wesentlichen positiven Auslesefaktoren geprägt. Kulturhistorisch bedeutsam wurde diese wesentliche phylogenetische Anlage des Menschen vor allem bei der Ausbildung der frühen Hochkulturen, wobei es vielfach bislang weitgehend noch unbeachtet vor allem auch darum ging, die Ansprüche eines metaphysischen Weltbildes zu erfüllen und nicht nur dem unmittelbaren physischen Existenzdruck zu widerstehen.

Unter den vielen Erkenntniskonzeptionen in der sehr langen Tradition der Philosophie hat die naturwissenschaftlich konzipierte evolutionäre Erkenntnistheorie den wesentlichen Vorteil, auf phylogenetische Bedingungen und Bewährungskriterien der menschlichen Erkenntniskapazität hinzuweisen. Um Missverständnissen vorzubeugen, sei jedoch ausdrücklich festgestellt, dass auch die evolutionäre Erkenntnistheorie nur einen ganz spezifischen Zugang bietet, der das sehr komplexe Erkenntnisphänomen keineswegs allumfassend behandeln kann. Weitere Theorien und Sichtweisen sowohl aus dem Bereich der Geisteswissenschaften wie aus dem Bereich der neuronalen Naturwissenschaften sind legitim, möglich und notwendig.

In meiner Dissertation über evolutionäre Erkenntnistheorie (1998) bin ich beispielsweise davon ausgegangen, dass sich jeder Erkenntnisinhalt auf repräsentative, im weitesten Sinne abbildende Faktoren bezieht, aber ebenso sehr und in viel stärkerem Ausmaß auf eigendynamische konstruktive Beiträge vom erkennenden Subjekt. Für eine genauere wissenschaftliche Abhandlung wurde dazu das Konzept der „partiellen Isomorphie“ vorgeschlagen, dessen Ausführung hier den Rahmen dieses Aufsatzes allerdings sprengen würde und ich verweise dabei auf meine publizierte Dissertation unter dem Titel „Information und Handlung in der evolutionären Erkenntnistheorie“ (1995).

So viel kann aber mit Sicherheit auch an dieser Stelle dargelegt werden: Viele weitgehend unfruchtbare und nicht enden wollende Diskussionen über das Erkenntnisproblem hätten verkürzt oder gar vermieden werden können, wenn man sich eine von mir (bereits 1998) publizierte Hypothese vor Augen halten würde.

Man könnte die objektive Wirklichkeit etwa in der sensorischen Erkenntnis mit einem konturenarmen Filmnegativ vergleichen, auf dem ein biologisches Wesen, wie der Mensch, zunächst kaum Relevantes wahrzunehmen vermag. Auch höher organisierte Tiere könnten in dieser fragmentarischen und konturenarmen, von biologischen Wesen grundsätzlich unerkennbaren Umwelt nicht überleben, wenn ihr Wahrnehmungsapparat nicht zu einem aus der Stammesgeschichte abgeleiteten, bewährten Trick greifen würde. – Sie wandeln das konturenarme Original des Negativs in ein konturenscharfes, aber stark verändertes und verzerrtes Positiv um. Durch diese Fähigkeit entstehen für höher organisierte Lebewesen Farben, Laute, Gerüche, Raum- und Zeitwahrnehmung, auch Anschauungsformen der Materie, welche zu lebensfördernden Verhalten einladen, obwohl es für diese Phänomene in der objektiven Realität keine vollkommen isomorphen Entsprechungen gibt.

Zumindest ein altes epistemologisches Problem scheint damit partiell einer Lösung näher geführt: Der Mensch kann in seiner Umwelt nicht deswegen erfolgreich handeln, weil er sie objektiv abzubilden in der Lage ist, sondern dadurch, weil er sich eine imaginäre Scheinwelt aufbaut, die zu lebensförderndem Handeln einlädt. Solcherart kann das biologische Wesen Mensch in einer Natur leben, in der es Hell und Dunkel gibt, Farben und Formen, Laute und Gerüche, obwohl alle diese Phänomene in einer streng physikalisch betrachteten Natur nicht zu verifizieren sind. Nach der unmittelbaren sensorischen (sinnlichen) Erkenntnisbemühung wird beim Menschen durch seinen metaphysischen Sprachgebrauch genau diese Intention in phylogenetisch bewährter Weise fortgeführt und weiterentwickelt. Dieses letztere Konzept hat nicht nur erkenntnistheoretische Relevanz, sondern auch kulturhistorisch und kann somit als Paradigmenwechsel hin zu einer lebensnahen Linguistik gelten.

7. Zur Evolutionstheorie von Charles Darwin (aus meinem philosophischen Tagebuch II)

Samstag 17. November 2007

Heute ist ein trüber und kalter Novembertag. Ich konnte heute bei der Beobachtung von Haustieren wiederum ein Phänomen wahrnehmen, welches mir schon in der Vergangenheit oftmals aufgefallen ist. Wir haben zwei sogenannte „dreifarbige“, ungewöhnlich schön und bunt gemusterte Katzen auf unserem Hof. An diesem kalten Novembertag also, das bemerkte ich durch Zufall, sind zwei weitere weibliche Katzen von irgendwo her zu unserem Hof gekommen. Dabei gibt es zwei Besonderheiten. Erstens: Die zugezogenen Katzen hatten eine annähernd gleiche dreifarbige Musterung wie unsere Hofkatzen. Zweitens: Die kalte, ungewohnte Witterung stellte für die zugezogenen und offensichtlich verwilderten Katzen eine vitale Extremsituation dar. Sie waren abgemagert, scheu und litten Hunger.

Aber warum kamen gerade Katzen mit der gleichen Färbung? Stand dies im Zusammenhang mit dem von mir schon des Öfteren beobachteten Phänomen der Gruppenharmonie? – „Gruppenharmonie“ bedeutet in diesem Kontext das Bestreben von höheren tierischen Organismen und menschlichen Individuen, sich in einer artgleichen Kleingruppe mit ähnlichen Eigenschaftsmerkmalen aufzuhalten.

Meine erste Zwischenhypothese: Die fremden Katzen wären von nun an nicht dauernd auf unserem Hof geblieben, wenn sie hier nicht Katzenkolleginnen von der annähernd gleichen Färbung angetroffen hätten.

Ich versuche diese auf einer aktuellen Beobachtung aus der Alltagswelt begründete „Zwischenhypothese“ weiterzuverfolgen und schon tun sich für die klassische Evolutionstheorie des Charles Darwin (1809 – 1882) einige neue Aspekte auf. Der im Zeitalter des 19. Jahrhunderts aufgestellte Mechanismus von Mutation und Selektion reicht nicht aus, um die Dynamik der Evolution zu erklären. Die darwinistische Evolutionstheorie muss vermutlich u. a. um einen weiteren gruppendynamischen, sozialen Aspekt ergänzt werden.

Meine vorläufige Ergänzungshypothese: Mutationen im erbgenetischen Code mögen rein zufällig sein. (Obwohl ich an anderer Stelle dargelegt habe, dass dies auch anders sein könnte. Mutationen könnten demnach durch noch nicht erforschte Informationsbrücken auch aufgrund existentiell vitaler Bedürfnisse auftreten.) Die Selektion wirkt in der klassischen

Evolutionstheorie entsprechend dem Paradigma der Physik Isaak Newtons wie die bewegenden Kräfte der Physik von außen. Auch diese stark vereinfachte Anschauung wäre durch eine selbstorganisatorische innere Dynamik zu ergänzen.

Im Folgenden also der gruppendynamische, soziale Aspekt: Individuen einer Art, welche durch Mutation einen geänderten Genotyp repräsentieren, stellen durch eine „zufällige“ Mutation auch einen geänderten Phänotyp dar. Sie weichen beispielsweise in einer bestimmten Färbung von anderen Individuen der gleichen Art ab. – *Der entscheidende Punkt: Haben Individuen durch „zufällige“ Mutationen ähnliche oder gleiche „Merkmale“, so begünstigen diese Merkmale eine innovative, relativ kohärente Kleingruppenbildung.*

Diese relativ homogene Kleingruppe, welche im faktischen Evolutionsgeschehen (im Unterschied zur künstlichen Zuchtwahl) nur aus einem weiblichen und einem männlichen Individuum bestehen kann, führt in der Reproduktion der Evolution in eine bislang nicht beachtete Dynamik und Richtung. (In der klassischen Evolutionstheorie war die begünstigte Reproduktion ebenfalls ein zentrales Thema. Sie galt jedoch insgesamt als mechanistisch bestimmt, zufällig und nicht gerichtet mit allen daraus resultierenden Konsequenzen für das Weltbild und die Philosophie um das Leben, den Menschen, die Natur und Kultur.)

Ein wesentlicher Punkt von Kritiken an der klassischen Evolutionstheorie wäre damit ausgeräumt. Die Ansicht, dass der Mensch durch eine lange währende biologische Evolution hervorgegangen ist, war um die Mitte des 19. Jahrhunderts keineswegs neu und ist unbezweifelbar. Das bislang idealisierte und idealistische Menschenbild wurde von Charles Darwin im Grunde nicht durch den Abstammungsnachweis des Menschen aus dem Tierreich gestürzt, sondern vor allem durch seinen mechanistischen, sinnentleerenden Erklärungsansatz dazu.

Die reine Zufälligkeit und Ungerichtetheit der darwinistischen Evolutionstheorie würde bei komplexerer Betrachtung und Einbeziehung weiterer Evolutionsfaktoren sehr wohl Züge einer sinnhaften Gerichtetheit annehmen. Diese Gerichtetheit der Evolution ließe sich vor allem dann nachweisen, wenn es gelingen würde, weitere Evolutionsfaktoren, etwa Gruppenharmonie und die Reaktion des genetischen Erbgutes auf aktuelle vitale Bedürfnisse, empirisch zu belegen.

Der monokausale Erklärungsansatz in der klassischen Evolutionstheorie widerspricht im Übrigen der faktischen Komplexität der organischen und anorganischen Natur. Weitere

Schwierigkeiten und latente Defizite in der klassischen Evolutionstheorie wären durch eine Abkehr von einem monistischen Erklärungsansatz behoben: Die Ansicht, dass etwa das menschliche Auge gemäß der mechanistischen Erklärung durch reinen Zufall entstanden wäre und dass dafür die anberaumte Zeit in der Evolutionsgeschichte nicht ausreichen würde.

Eine Zwischenfrage: Darwin hat seine berühmte Publikation von 1859 rund 20 Jahre nach seinen Beobachtungen im Rahmen der Forschungsreise auf der „Benagle“ gemacht. Hat er den Aspekt der „Gruppenharmonie“ und erbgenetisch relevanten Gruppendynamik übersehen? Hatte er tatsächlich auch Tiere oft genug in Extremsituationen beobachtet? Waren seine verallgemeinerten Beobachtungen für eine universelle Theorie ausreichend oder müssen nicht ergänzende Beobachtungen zwangsläufig zu einer Ergänzung oder gar Revidierung der klassischen Evolutionstheorie führen?

Ergänzende Bemerkungen und Erläuterungen zur Tagebucheintragung:

Der Evolutionsgedanke war im 19. Jahrhundert schon lange vor Charles Darwin bekannt. Jean Baptiste de Lamarck (1744 – 1829) begründete rund 50 Jahre vor Darwin eine Evolutionstheorie, welche sich auf der „Vererbung erworbener Eigenschaften“ gründete. Er nahm dabei eine aktive Selbstanpassung der Organismen an die Umwelt an.

Die Evolutionstheorie von Lamarck ist, ebenso wie jene von Geoffroy St. Hilaire (1772 – 1844), Cuvier (1769 – 1832), Darwin (1809 – 1882), Wagner (1813 – 1887) oder DeVries monistisch. Alle diese früheren Theorien führen also überaus komplexe, kybernetisch und selbstorganisatorisch organisierte Geschehen der Biologie und Evolution entsprechend einer strukturellen und typischen menschlichen Erkenntnisgewohnheit auf nur einen einzigen dominanten Veränderungsfaktor zurück. Dieser Monismus, welcher auch Darwins Konzept auszeichnet, ist zugleich ihr größter erkenntnismäßiger Mangel.

Aber auch in der Züchtung von Nutzpflanzen und Haustieren war das Entstehen neuer Lebensformen durch „künstliche Zuchtwahl“ schon vor Darwin bekannt. – Während also das Grundprinzip der „künstlichen Zuchtwahl“ ohnedies nur auf einer gruppendynamischen Einflussnahme im Weg der vom Menschen gesteuerten Reproduktion beruhen konnte, vertrat Darwin in seiner Theorie der „natürlichen Zuchtwahl“ einen autonomen, monistischen, mechanistischen und kausalen Prozess nach den Prinzipien der rein zufälligen Mutation und Selektion.

Während das mechanistische Weltbild des 19. Jahrhunderts in anderen naturwissenschaftlichen Disziplinen mit Erfolg kritisiert und teilweise auch eliminiert wurde, etwa im Übergang von der klassischen Physik zur modernen Quantenphysik des 20. Jahrhunderts, blieb zumindest die Evolutionstheorie Darwins in der Biologie davon weitgehend unberührt. Kulturspezifisch ist dieses Phänomen dadurch zu erklären, dass die vehemente Kritik, welcher gerade die Evolutionstheorie von Charles Darwin ausgesetzt war, zu einem relativen Dogmatismus und einer Versteinerung ihrer Anschauungen als Verteidigungsreaktion führte. Einen ähnlichen Dogmatismus und eine ähnliche im Grunde unwissenschaftliche Verfestigung können wir auch in der nicht minder angefeindeten psychoanalytischen Lehre von Sigmund Freud nachweisen.

8. Entdeckung einer bronzezeitlichen Höhensiedlung in der Obersteiermark

Als mein ehemaliger Schulkamerad und der spätere Maschinenringgeschäftsführer und Ökonomierat Johann Schober im Jahr 1989 bei Krieglach ein äußerst gut bearbeitetes, ca. 22 cm langes Bronzebeil fand, war das für mich ein Anlass, meine Urgeschichtsforschungen, die ich im Raum Althadersdorf/Kindberg schon bisher betrieb, auf das ganze Mürztal auszudehnen. Eine der wenigen, aber zugleich auch wirksamsten Methoden zur Feststellung von urgeschichtlichen Siedlungen war für mich das Absuchen von Äckern, aber auch Waldböden auf sonnseitigen Lagen nach alten, meist schwarzen oder dunkelgrauen, unscheinbaren Tonscherbenfragmenten auf einigen exponierten Plätzen. Da man auf fremdem Grund natürlich keine Grabungen durchführen darf, was im Übrigen auch methodisch gänzlich unkorrekt wäre, konzentrierte ich mein Interesse also auf mögliche Siedlungsplätze, wobei ich aber in seltenen Fällen auch bei Kelleraushüben bei Hausneubauten oder bei aufgerissenen Wurzkörpern von umgestürzten Bäumen fündig wurde.

Um das Jahr 1990 stieß ich bei meinen oft langwierigen und strapaziösen Streifzügen auf den Karnerkogel bei Krieglach und mir fielen dort sofort auf der Kuppe dieses sanften Inselberges Geländeänderungen auf, die auf die Reste einer keltischen Wallanlage, in der Fachterminologie „*murus gallicus*“, hinweisen konnten. Für mich war das ein erstes Anzeichen einer möglichen keltischen Siedlung auf dem Karnerkogel, aber noch kein Beweis, denn solche Geländeabstufungen konnten auch durch andere spätere landwirtschaftliche Bearbeitungsmethoden entstehen, etwa durch langjährige Anhäufung von Material durch eine Pflugschare.

Als ich aber einige Monate darauf beim Auswurf eines Dachsbaus im südlichen Bereich des Karnerkogels auf zwei winzige dunkelgraue Tonscherbenfragmente stieß, hatte mich der Karnerkogel endgültig in seinen Bann gezogen. Die fachliche Beurteilung der von mir gefundenen Tonscherbenfragmente durch professionelle Archäologen war keineswegs eindeutig. Sie waren zwar vermutlich urgeschichtlich, also der vorchristlichen Zeit zuzurechnen, aber eine genauere Datierung war mangels des Fehlens eines Tonscherbenrandes nicht möglich.

Im Übrigen sei, so sagte man mir von offizieller Stelle, ein aufgefundenes Tonscherbenfragment noch kein Beweis für eine urgeschichtliche Siedlung. In der Tat, in ähnlicher Weise könnten nämlich auch spätere Generationen nach uns nicht von einer

aufgefundenen Coladose oder einer Bierkapsel irgendwo auf einem unbesiedelten Gebiet auf eine Ansiedelung im 20. Jahrhundert schließen. Was folgte, waren Jahre des Zweifels, der Skepsis, nicht nur von mir, sondern auch von denjenigen Menschen und Institutionen, denen ich meine Vermutungen darlegte.

Ab dem Jahr 2000 konnte ich auf dem Schwemmkogel von Mürzhofen bei diversen Kelleraushüben einige urgeschichtliche Tonscherbenfragmente bergen. Auch für einen bereits bekannten, relativ umfangreichen Fund von antiken Tonscherbenfragmenten oberhalb des Gasthofes Turmwirt konnte ich am Institut für Archäologie der Universität Graz eine neuerliche Untersuchung veranlassen. Dabei stellte sich heraus, dass sich unter den bislang für römisch gehaltenen Artefakten, worunter sich unter anderem der Rest eines römischen Legionsbechers befand, auch einige wenige Fragmente aus der frühen Bronzezeit sowie aus der späten Bronzezeit befanden. Das Ganze deutete für diesen urgeschichtlichen Siedlungsraum auf ein langes Kulturkontinuum ab 1500 v. Chr. hin.

Auch für die Deutung und Erforschung eines rätselhaften, primitiv gestalteten Steinbauwerks in der Nähe von Alt-Hadersdorf, das sich nur wenige hundert Meter von unserem Bauernhof befindet, ergaben sich dadurch neue Perspektiven: Eine Begutachtung desselben durch einen der renommiertesten Archäologen Österreichs, durch Universitätsprofessor Dr. Gerhard Sperl, Präsident des montanhistorischen Vereins Österreichs, ergab, dass dieses möglicherweise älteste Steinbauwerk der Steiermark mit großer Wahrscheinlichkeit doch eine urgeschichtliche Steinanlage war. Zumindest war auf dem Schwemmkogel von Mürzhofen ein potenzieller Siedlungsort für Menschen gefunden, die dieses rätselhafte Steinbauwerk – zu welchem Zweck auch immer – errichtet haben könnten. Prof. Sperl wies in seiner Begutachtung unter anderem darauf hin, dass die Anlage eher primitiv arrangiert ist und dass dieses aus sieben Stufeneinheiten aufgebaute Steinbauwerk keine Bearbeitungsspuren von Metallwerkzeugen aufwies. Auch die wenigen urgeschichtlichen Streufunde in Alt-Hadersdorf, etwa eine Vase aus der Urnenfelderzeit, aufgefunden im Garten des Schlosses Hart, sowie eine Spinnwirtel aus der Keltenzeit, erschienen nun in einem neuen Licht.

Mein Interesse an der Urgeschichte meiner engeren Heimat war nun derart angefach, dass ich dazu selbst Vorlesungen am Institut für Archäologie der Universität Graz besuchte. Nach einer dieser Lehrveranstaltungen fragte ich den vortragenden Universitätslektor Dr. Wolfgang Artner, ob es möglich sei, dass sich bei Mürzhofen und Krieglach urgeschichtliche Siedlungsplätze befunden haben könnten. Zu meiner Überraschung bejahte er dies. Dr. Artner hatte nämlich im Jahr 1997 zwischen Kindberg und Hadersdorf auf dem sog. Georgiberg eine archäologische Ausgrabung bei der dortigen Kirche durchgeführt und war dabei ebenfalls auf

urgeschichtliche Tonscherbenfragmente gestoßen. Im Rahmen einer allgemeinen archäologischen Besichtigung im Mürztal war ihm natürlich nicht nur der Wartbergkogel, sondern auch der Inselberg des Karnerkogels bei Krieglach als möglicher urgeschichtlicher Siedlungsplatz aufgefallen.

Von diesem Augenblick an setzte ich mein ganzes Bestreben dahin, auf dem Karnerkogel bei Krieglach eine professionelle urgeschichtliche Ausgrabung zu initiieren. Doch leider war zunächst auch dieses Bemühen von so vielen Schwierigkeiten und Hindernissen gekennzeichnet, dass es schien, es würde mir niemals gelingen, Licht in das urgeschichtliche Dunkel meiner engeren Heimat zu bringen. Doch Hartnäckigkeit und Zielstrebigkeit sowie die Kooperation mit der Marktgemeinde Krieglach, im Besonderen aber mit Herrn Universitätslektor Dr. Wolfgang Artner brachten schließlich einen Erfolg. In der Woche zwischen dem 25. und 29. Mai 2008 erfolgte auf dem Karnerkogel bei Krieglach eine offizielle Feststellungsgrabung durch das Bundesdenkmalamt Graz.

Die daraus resultierenden Ergebnisse waren für die Region eine Sensation, wenngleich das Unternehmen von der breiten Öffentlichkeit sowie von den Medien beinahe nicht wahrgenommen wurde: Die zahlreich aufgefundenen Tonscherbenfragmente, Holzkohlereste und andere Artefakte stammten nämlich nicht, wie von mir zunächst vermutet, aus der Keltzeit, also maximal aus den Epochen um 500 v. Chr., sondern um 1200 v. Chr., also aus der Bronzezeit. Auch der Teil einer urgeschichtlichen Wohneinheit wurde angeschnitten. Dies war meines Wissens die älteste urgeschichtliche Siedlung im Mürztal sowie in diesem Bereich der Obersteiermark, in einem Gebiet also, das bislang auf den archäologischen Landkarten als weißer Fleck galt. Denn das archäologische Interesse der Fachwissenschaft konzentrierte sich seit jeher in der Steiermark vor allem südlich von Graz mit den bekannten Funden von Klein-Klein bis Flavia Solva bei Leibnitz.

Entgegen ursprünglicher Absichten gab es jedoch keine weiteren Grabungen, welche genauere Erkenntnisse über den vermutlich ersten Ursprungsort von Krieglach darlegen konnten. Leider ist auch das zu dieser Siedlung gehörende urgeschichtliche Gräberfeld noch nicht lokalisiert, wenngleich der Ortsteil „Am Kogelacker“ bei Krieglach dafür einen Hinweis gibt. Denn diese Bezeichnung könnte auf ein urgeschichtliches Hügelgräberfeld hinweisen, wobei die meist wenige Meter hohen Erdhügel inzwischen längst eingeebnet sind. Auch wurde im Rahmen des Autobahnbaus um das Jahr 1980 nahe Krieglach im Raum von Schwöbing ein urgeschichtliches Hügelgrab angeschnitten, eines der ganz wenigen, welches man bislang in der Obersteiermark nachweisen konnte.

Wenn also den Bewohnern in der Nähe der Siedlung „Am Kogelacker“ bei Krieglach bei Gartenarbeiten, Kelleraushüben und ähnlichen Erdbewegungen dunkle Keramikteile, Keramikgefäße, Feuerstellenreste oder gar Bronzegegenstände aufgefallen sein sollten und diese noch in ihrem Besitz sind, wäre es höchst zweckdienlich, diese dem Marktgemeindeamt Krieglach oder dem Bundesdenkmalamt Graz zu melden. Die bedeutenden archäologischen Artefakte aus der Urgeschichte finden sich im Übrigen eher in Gräbern und nicht auf Siedlungsplätzen.

Heute scheint festzustehen, das haben inzwischen auch die Koordination von zufälligen Streufunden sowie andere archäologische Funde bewiesen, dass das Mürztal bereits in urgeschichtlicher Zeit von Menschen mit einer hohen Kultur besiedelt war. Davon zeugt auch der Fund eines künstlerisch perfekt geformten Tüllenbeiles unter der Rettenwandhöhle bei Kapfenberg, eines der schönsten in dieser Art in Österreich. Ein unmittelbar daneben aufgefundener Rohguss aus Bronze liefert dazu ein Indiz, dass das Beil in dieser Region hergestellt wurde. Für die Identität des Mürztals wie der gesamten Steiermark ist dies insofern von Bedeutung, da sich die lange Tradition der Metallgewinnung und Metallverarbeitung in diesem Raum bis in die Bronzezeit vor mehr als 3000 Jahren zurückführen lässt. Auch der weltberühmte Kultwagen von Strettweg bei Judenburg gibt ein Zeugnis von dem hohen Kulturniveau, zu dem unsere Vorfahren in unserer Heimat fähig waren.

Erkenntnistheoretischer Kommentar zur Entdeckung und Verifizierung der bronzezeitlichen Höhensiedlung

Von meiner ersten Vermutung, dass sich bei Krieglach im Mürztal eine urgeschichtliche Höhensiedlung befinden könnte, bis zur endgültigen Verifizierung durch eine offizielle archäologische Institution, in diesem Fall durch das Bundesdenkmalamt Graz, währte es rund 30 Jahre. Dies ist insofern erstaunlich, da einerseits in unserer Wissenskulturr ganz allgemein, aber auch in der faktischen kommunalen Lebenswelt angeblich Ideen, Initiativen, „helle Köpfe“ usw. sehr gefragt sind. Wer die entsprechenden sozialen Wege, Mittel und Möglichkeiten kennt, für den stehen in diesem Fall sogar organisatorische und finanzielle Fördermittel zur Verfügung. Bei mir war dies eben aus vielfältigen Gründen nicht so, wobei einige Gründe auch bei mir selbst liegen, da ich eben von meinem Naturell her nicht zu großartigen Kooperationen neige, sondern einen archaischen Typ eines möglicherweise obsoleten Privatgelehrten darstelle.

Auch die vielen Vorbehalte und Entgegnungen etwa von lokaler und kommunaler Seite, die ich bei meinen ersten verbalen Vermutungsvorschlägen dargelegt habe, sind im Grunde nicht verwunderlich und lassen sich vor allem dadurch erklären, dass der Mensch eben gerne mit einem vertrauten, im Grunde konservativen Sprach- und Weltbild lebt. Jede bedeutende Veränderung in diesem vertrauten Weltbild, etwa der Hinweis auf eine bedeutende urgeschichtliche Siedlung in einem Gebiet, das als archäologisch unbedeutend bzw. als weißer Fleck gilt, wird als Störung des Vertrauten befunden und daher zumeist entsprechend der anthropologischen Anlage des Menschen abgelehnt. Auch für eine Kleingruppe in der Steinzeit, die sich etwa auf der Fährte eines Mammuts oder eines Wildrudels befand, mochte es als Störung empfunden worden sein, wenn gerade ein Mitglied der Sozietät die Kleingruppe auf andere Fährten locken wollte. Mit anderen Worten: Eine gewisse Kulturkontinuität des Weltbildes hat sich phylogenetisch bewährt.

Die andere Seite ist eben, dass in unserer Wissenskulturr angeblich rationale Argumente, besondere Ideen und Initiativen doch sehr gefragt sind, da wir uns in der allgemeinen Wissenschaftsdynamik und soziokulturellen Dynamik in einem steten offenen und latenten Wettbewerbszustand mit anderen Kommunen und Sozietäten befinden. Der Hinweis etwa von lokalen Institutionen, auch auf Vereins- und Gemeindeebene, dass sich auf dem Karnerkogel eher eine Marienerscheinung präsentieren würde, als dass man dort eine urgeschichtliche Siedlung nachweisen könnte – in der Tat ein Argument, das ich mehrmals gehört habe –, kam von der nichtwissenschaftlichen Alltagswelt und ist damit vernachlässigbar.

Aber auch die gesamte Wissenschaftsgeschichte ist voll von Vorfällen, Phänomenen und Ereignissen dieser Art, dass das Neue zunächst immer abgelehnt wird. Bedenklich freilich erscheint mir also, dass in unserer Wissenschaftskultur eine relative Lahmlegung von innovativen Ideen und innovativen Menschen nicht nur als Phänomen der Alltagswelt gesehen werden kann, sondern auch der expliziten und offiziellen Wissenschaftskultur. Meine diesbezüglichen Erfahrungen als engagierter, wissbegieriger und offener Mensch mit der etablierten Wissenschaftskultur, einschließlich den offiziellen Stellen der Archäologie habe ich in meinen wissenschaftskritischen und zeitkritischen philosophischen Tagebuchaufzeichnungen unter dem Titel „Aurora, goodbye! – Aus den Tagebüchern und Notizblättern eines Philosophen“ dargestellt.

Es mag in der Tat seltsam erscheinen und mannigfachen Interpretationen zugänglich sein, wenn die dafür beauftragte Grabungsleiterin auf dem Karnerkogel mir nach einer Woche Grabungsarbeit noch immer nicht mitzuteilen in der Lage ist, wie alt die zweifellos urgeschichtlichen Tonscherbenfragmente nun tatsächlich sind. Es passt in diesen Kontext, wenn sich die Übersendung des versprochenen Grabungsberichtes immer weiter hinauszögert oder wenn als Absender des übersandten Grabungsberichtes, der im Übrigen die bronzezeitliche Höhensiedlung bestätigt, nicht der Briefkopf des Bundesdenkmalamtes Graz, sondern ein Fantasiebriefkopf angegeben wird usw. In diesem Kontext ist es auch als seltsam anzusehen, dass nach dieser Grabung von mir abgegebene Fundstücke beim Bundesdenkmalamt Graz, etwa eine römerzeitliche Vase im Bereich Kapfenberg oder die Reste eines möglicherweise urgeschichtlichen Schmelzofens, gefunden beim Gasleitungsbau durch das Mürztal zwischen Alt-Hadersdorf und Mürzhofen, nicht mehr bearbeitet wurden. Offensichtlich wurde mein übermäßiges Engagement beim Bundesdenkmalamt als Störung empfunden und ich habe deshalb meine urgeschichtlichen Forschungen im Mürztal auch weitgehend reduziert bis eingestellt.

In der Psychologie und Alltagswelt ist schon seit langem bekannt, dass rationale Argumente nichts bewirken, wenn ihnen subjektive Interessen und Vorbehalte entgegenstehen. Dass auch die scheinbar so objektive und als demokratisch, transparent und human deklarierte Wissenschaftskultur nicht gefeit ist, weist sie ebenfalls als stör- und irrtumsanfällige Instanz aus, bei der ebenso wie in allen anderen soziokulturellen Bereichen Korrekturen, Kritik und Irrtumsbeseitigung nicht nur möglich, sondern auch notwendig sein sollten. Bei dem hohen Ansehen, das unsere Wissenschaftskultur in der Öffentlichkeit genießt, die sie von der öffentlichen Kritik weitgehend verschont, wäre in der Tat ein hohes Maß an Integrität und Kompetenz der betreffenden Verantwortungsträger erforderlich.

Dass ich auch mit meinen anderen innovativen philosophischen und historischen Arbeiten und Aufsätzen von der etablierten Wissenschaftskultur nicht wahrgenommen, ignoriert, sogar plagiatiert wurde, erklärt sich freilich nicht mehr aus einer phylogenetisch bewährten Anlage des Menschen, sondern aus expliziten Defiziten in unserer Wissenschaftskultur, die idealtypisch als starke und integere Institution die entscheidenden Wege aus der Systemkrise unserer Zivilisation weisen müsste. Auch dafür vermag ich bislang keine engagierten Ansätze wahrzunehmen.

9. Das ungeplante und ungewollte Jahrhundert – der Erste Weltkrieg als Epochenbruch

Betrachten wir den Verlauf des 19. Jahrhunderts, so kann man feststellen, dass der Mainstream der soziokulturellen Evolution im Großen und Ganzen noch entsprechend der Fortschrittsideologie der Aufklärung verlief. Auch der Glaube und das Vertrauen an das Kommen einer klassenlosen Gesellschaft im Gefolge des Proletarierproblems, die Karl Marx und Friedrich Engels prophezeiten, entsprangen im Prinzip noch der optimistischen Aufklärungsideologie.

Die Naturwissenschaft und die Technik machten im 19. Jahrhundert so gewaltige Fortschritte, dass man tatsächlich annehmen konnte, durch das nunmehr gesteigerte menschliche Handlungspotenzial in naher Zukunft paradiesähnliche Zustände auf Erden schaffen zu können. Mit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs, der sich in einer direkten Kette von Ereignissen einen Monat nach der Ermordung des österreichischen Thronfolgerehepaares in Sarajevo am 28. Juni 1914 ereignete, war plötzlich alles anders.

Die europäische und weltpolitische Lage war zu dieser Zeit tatsächlich durch den Nationalismus und seine ideologischen Ausformungen, aber auch durch die Balkankriege von 1912 und 1913 emotional in höchstem Maß stimuliert und explosiv. In einem der Balkankriege schlugen Griechenland und Serbien Bulgarien. Serbien trachtet nun, von Russland unterstützt zur Adriaküste vorzudringen. Der bereits drohende Krieg kann nur durch Vermittlung Englands und Deutschlands sowie durch die Gründung eines unabhängigen albanischen Staates verhindert werden.

Die Kriegserklärung Österreich-Ungarns an Serbien vom 28. Juli 1914 löste schon nach den Beobachtungen der Historiker des frühen 20. Jahrhunderts eine „eigenartige Kettenreaktion“ aus, die zunächst in einen großen europäischen Krieg und dann in einen Weltkrieg mündete, bei dem unter anderem Großbritannien und sein Empire, die USA, China und Brasilien als Alliierte beteiligt waren.

Der Theorie nach hätte nun der Mensch endlich eben durch sein gesteigertes Handlungspotenzial in Wissenschaft und Technik Herr seines Schicksals und Gestalter seiner soziokulturellen Evolution sein sollen. Doch nun war alles anders. Trotz des hohen Niveaus der damaligen Zivilisationen und des extrem gesteigerten Handlungspotenzials entfaltete sich

gerade von diesem Schicksalstag des 28. Juli 1914 in einer von niemandem kontrollierbaren Eigendynamik ein Flächenbrand. Das vollkommen Neue dabei war, dass sich ein Großteil der nun folgenden Ereignisse auf der Grundlage einer vorprogrammierten, scheinbar determinierten Komplexität, beispielsweise in den Bündnissystemen, unabhängig von irgendeinem bewussten menschlichen Planen und Wollen vollzog. Bislang unbeachtete zeit- und kulturkritische Denker wie Friedrich Nietzsche wurden plötzlich populär.

Wenn man den 12. Oktober 1492 durch die Entdeckung weitläufiger Landmassen weit draußen auf dem Ozean durch Christoph Kolumbus als Symbol des Beginns eines neuen sich globalisierenden Zeitalters, nämlich der europäischen Neuzeit ansieht, so kann man feststellen, dass auch dem Tag des Kriegsausbruchs zum Ersten Weltkrieg ein derartiger Symbolcharakter zukommt. – Weder in der Antike noch im Mittelalter war man beispielsweise zu einer Atlantiküberquerung fähig. Neben vielen anderen Errungenschaften und soziokulturellen Prozessen beruhte die europäische Neuzeit eben darauf, dass das menschliche Erkenntnis- und Handlungspotenzial nunmehr gigantisch erhöht war. Auch der allgemeine wissenschaftliche Horizont war dabei entsprechend dem erweiterten geografischen Wissen der damaligen Gelehrtenwelt beträchtlich erweitert.

Was war am Beginn des 20. Jahrhunderts mit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges tatsächlich anders geworden, als es im 19. Jahrhundert war? Weder der französische Feldherr, Despot und Kaiser Napoleon war fähig, im 19. Jahrhundert einen Weltkrieg auszulösen, noch daran anschließende Imperialisten und Nationalisten. Selbst einer der größten Kriege Napoleons, sein Russlandfeldzug, beginnend im Sommer 1812, war eng begrenzt, endete mit einer französischen Niederlage und hatte alles in allem noch die Grundzüge der menschlichen Machbarkeit. Nach der Epoche der Koalitionskriege gegen Frankreich trat man im Wiener Kongress zu einer Neuordnung Europas, unter Bedachtnahme der Restauration der alten Ordnung, zusammen, und das Erstaunliche dabei: Sie gelang im Großen und Ganzen und hielt für beinahe ein Jahrhundert.

Auch hier der große Gegensatz zum Ersten Weltkrieg, dessen Verlauf und seine Folgewirkungen. Während man in Österreich verlautete, den Krieg mit Serbien in ein paar Wochen erledigt zu haben, und der deutsche Kaiser prophezeite, zu Weihnachten würden seine Soldaten wieder als Sieger zuhause sein, folgte vier Jahre lang in ununterbrochenem Dauereinsatz ein von der wissenschaftlich-industriellen Revolution möglich gewordener Krieg von in der Geschichte noch nie da gewesener Vernichtungskraft. Der Einsatz und die ständige Weiterentwicklung der neuen Luftwaffe, die Entwicklung von U-Booten, Giftgas und eine

neue Waffenindustrie sollten die Kriegstechnik schließlich zur Avantgarde unter allen technischen Errungenschaften werden lassen – ein Motiv, welches sich in der Weltraumtechnik und Atomtechnologie auch während der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts fortsetzen sollte.

Aus heutiger Betrachtung am beginnenden 21. Jahrhundert meinen manche Zeithistoriker, dass es im 20. Jahrhundert nicht zwei Weltkriege gegeben hätte, sondern nur einen einzigen mit großen Unterbrechungen. In der Tat waren der Ausbruch und die Eskalation des Ersten Weltkrieges die direkte Bedingung zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges. Zufallsparameter spielen natürlich auch im weiteren Geschichtsverlauf hier wie in der gesamten soziokulturellen Evolution eine übergeordnet große Rolle, und doch scheint ein eigenartiger neuer Zeitgeist dieses 20. Jahrhundert beseelt zu haben, der es zumindest ab dem Jahr 1914 von allen vorhergegangenen Epochen unterschied: Der „Homo sapiens“ oder „Homo faber“, je nachdem, welche idealisierten Fähigkeiten man beim Menschen in den Vordergrund rücken will, war gerade im 20. Jahrhundert drauf und dran, seine bisherige Gestaltungskraft zugunsten einer unbeherrschbaren extremen Eigendynamik endgültig aufzugeben.

Auch den Zweiten Weltkrieg hatte in dieser Form, wie er sich ereignete, natürlich niemand geplant und auch nicht gewollt. Wie schon beim Ersten Weltkrieg gelang auch nach dem Zweiten Weltkrieg kein durch menschliches Planen und Wollen herbeigeführter Friedensschluss mehr. Im Gegenteil: In weltpolitischer und geopolitischer Lage war die Konfliktsituation nach dem Zweiten Weltkrieg beinahe schlimmer als zuvor im Jahr 1939.

Bereits kurze Zeit nach der unter immensen Opfern möglich gewordenen Niederringung des Hitlerreiches standen sich die Vereinigten Staaten und Sowjetrußland etwa in Berlin Aug in Aug mit schussbereiten Panzern gegenüber. Der nun folgende Kalte Krieg zwischen Ost und West sollte durch den möglich gewordenen Einsatz von strategischen Atomwaffen das erste Mal zu einer latenten und akuten Bedrohung der gesamten Biosphäre werden.

Bis zu diesem Zeitpunkt zieht sich also in einer Kette von ununterbrochenen Ereignissen das Grundmotiv einer Eigendynamik und Unbeherrschbarkeit der soziokulturellen Evolution. Dieses Phänomen lässt neben dem Paradoxon eines extrem gesteigerten Handlungspotenzials in Wissenschaft, Technik, Politik, Wirtschaft, aber auch in anderen kulturellen Bereichen die These rechtfertigen, dass wir es im 20. Jahrhundert ab dem Jahr 1914 tatsächlich mit einem gänzlich neuen Zeitalter, das sich von der bisherigen europäisch dominierten Neuzeit grundlegend unterscheidet, zu tun haben.

Zeithistoriker haben das 20. Jahrhundert, eingeeengt auf den Ausbruch des Ersten Weltkrieges im Jahr 1914 und den Zusammenbruch der Sowjetunion 1989, als ein „Zeitalter der Extreme“ bezeichnet. Wir können dieses Jahrhundert und auch die darauf folgenden Epochen von der vorangegangenen europäischen und globalisierten Neuzeit insofern unterscheiden, indem wir das 20. Jahrhundert auch als ein Jahrhundert der soziokulturellen Unbeherrschbarkeit, der Unkalkulierbarkeit, der Ungerichtetheit, der Eigendynamik oder schlichtweg als ein Jahrhundert der soziokulturellen Gestaltlosigkeit bezeichnen können.

Dennoch erlebten gerade in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts große Teile der europäisch-nordamerikanischen, aber auch ostasiatischen Zivilisation einen materiellen Wohlstand wie nie zuvor. Aber seltsamerweise war entgegen den Prophezeiungen der Aufklärung und des damit verbundenen Fortschrittsglaubens der allgemeine Wohlstand global gesehen eng begrenzt. Weit mehr als zwei Drittel der Menschheit lebten weiterhin in Mangelzuständen, Armut und Not. Aus einer globalen Sicht kann man feststellen, dass der materielle Reichtum und Wohlstand einiger weniger privilegierter Industrienationen überhaupt nur durch den niedrigen Lebensstandard, die Mangelzustände und die Not von unterentwickelten Subkulturen möglich ist. Würden beispielsweise alle Menschen auf unserem Erdball mit gegenwärtig an die acht Milliarden Individuen einem derartig hohen Lebensstandard fröhnen, wie er für eine privilegierte Schicht in den reichen Industrienationen möglich ist, würde die Biosphäre ohnedies in kurzer Zeit kippen.

Auch dieser Aspekt einer weitgehend unbeeinflussbaren rapid anwachsenden Weltbevölkerung bei immer weiterer Verbreitung von Not und Mangel fügt sich in das Bild der neuen Epoche der soziokulturellen Gestaltlosigkeit. Viele große Weltprobleme sind deshalb ungelöst, weil uns das Wissen zu ihrer Bewältigung fehlt. Das Paradoxe also: Gerade am scheinbaren Höhepunkt der als human und einzigartig gedeuteten Wissenschaftskultur scheint diese erstmals in der gesamten 600.000-jährigen Kulturgeschichte der Menschheit zu einer ernststen Bedrohung der Biosphäre zu werden.

Auch die Reaktorkatastrophen von Tschernobyl und Fukushima sind Symptome der Grenzen der menschlichen Machbarkeit. Zu vorhandenen globalen Gefahrenszenarien wie atomarer Selbstvernichtung, Atomterrorismus, Kernreaktorunfällen, überhöhtem CO₂-Gehalt und Klimawandel kommen immer neue Risiken und Gefahren, ohne dass die alten wirklich beseitigt wurden. Wenn also schon das 20. Jahrhundert nicht nach den menschlichen Plänen und Wünschen verlief, so wäre es wohl eine Utopie zu glauben, dass gerade das 21. und das

noch ferne 22. Jahrhundert nach den menschlichen Plänen und seinem bewussten Willen verlaufen würden. Tatsächlich beherrscht heute kein Mensch, auch keine Interessengruppe oder Nation das gesamte soziokulturelle Dasein. Das Paradoxe wiederum dabei: Der „Homo faber“, der einzigartige große Gestalter, wird gerade im Zeitalter von Wissenschaft und Technik selbst wieder zum Gestalteten.

Historiker und Zeithistoriker werden heute zum Gedenkjahr des Ausbruchs des Ersten Weltkriegs nicht müde, mögliche und potenzielle Ursachen für diese Urkatastrophe Europas und der Welt anzuführen. Natürlich wird der Nationalismus als wesentlicher Motor der nun eskalierenden Kettenreaktion ins Spiel gebracht oder auch die unselige Konstellation der damaligen Bündnissysteme. Zuweilen wird selbst noch versucht, angesichts der unglaublichen Zerstörungsszenarien während des Ersten Weltkrieges in monokausalen Deutungen eine Kriegsschuldfrage zu aktualisieren und akzentuieren. Es scheint dabei doch ein wenig befremdlich, den alten Kaiser Franz Joseph, der tatsächlich als Erster die Kettenreaktion in Gang brachte, als er die Kriegserklärung gegen Serbien unterschrieb, als Verursacher des Ersten Weltkrieges anzusehen, während – wie oben erwähnt – es etwa Napoleon nie gelungen war, ein derartiges kriegerisches Vernichtungsszenario zu initiieren.

Letztendlich macht die erhöhte Komplexität unserer Zivilisation das menschliche Dasein immer weniger gestaltbar und machbar. Nicht Nationalismus und monokausal erkennbare bedeutende Ereignisse waren der Katalysator und Motor jeder unseligen Kettenreaktion, sondern die exzessiv gesteigerte Komplexität und Dynamik in dieser Epoche der soziokulturellen Gestaltlosigkeit. Alles steht auf der Erde nun mit allem im engsten und direkten Zusammenhang und jedes dominante Ereignis hat nicht etwa langsame Wechselwirkungen wie in vergangenen Jahrhunderten, sondern sehr schnelle und vor allem auch unkalkulierbare.

Der Mensch hat keine phylogenetischen Anlagen für hochkomplexe und dynamische Systembezüge, da er in seinem Steinzeitdasein nie damit konfrontiert war. Schon bei der Bewältigung des 21. Jahrhunderts dürfte er mit diesen Mängeln seiner stammesgeschichtlichen Ausstattungen vor den endgültigen Grenzen seiner Machbarkeit stehen.

Der renommierte englische Historiker Eric Hobsbawm hat also mit seiner Deutung der Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts als „Zeitalter der Extreme“ eine neue Bezeichnung und Formel auch für unser gegenwärtiges Dasein gefunden. Denn zumindest die soziokulturelle Eigendynamik und alle damit verbundenen positiven wie negativen Implikationen auf jeden

einzelnen Menschen auf diesem Planeten enden nicht mit dem Jahr 1989, also mit dem Zusammenbruch der Sowjetunion, sondern schreiten in eskalierenden Schritten bis in die mittelfristige Zukunft immer weiter fort. Die weiter zunehmende Schere zwischen Arm und Reich, nicht nur global, sondern auch innerhalb der sog. Wohlfahrtsstaaten, unkalkulierbare Nebenkonsequenzen von Kernenergie und Gentechnik, überhöhter CO₂-Gehalt in der Atmosphäre, Klimawandel, exzessiv gesteigerte Komplexität und Dynamik innerhalb globaler und lokaler Sozietäten, die ständige Zunahme des Individualverkehrs, der Raubbau an den Rohstoffreserven unserer Erde, die aktuelle Lebensbewältigung auf Kosten zukünftiger Generationen – das sind nur einige von vielen anderen Gefahrenpotenzialen für die Menschheit, die auch ganz nebenbei am Rande der sog. großen Politik wirksam werden können.

Bezüglich einer aktuellen Typisierung und Kennzeichnung unseres Zeitalters, das etwas untypisch noch immer mit dem eher missverständlichen spätmittelalterlichen Terminus „Neuzeit“ charakterisiert wird, wäre es möglicherweise tatsächlich noch zu früh, dieses als „Spätzeit“ oder gar „Endzeit“ zu bezeichnen. Eine Möglichkeit, die absolute Besonderheit der letzten 100 Jahre von allem Vorhergegangenen in der soziokulturellen Evolution abzuheben, wäre eben, die Epoche seit 1914 als „globale Neuzeit“ zu bezeichnen. Die klassische neuzeitliche Epoche von 1492 bis 1914 könnte man als „globale Aufstiegszeit“ bezeichnen, deren wesentlichstes Charakteristikum tatsächlich umfassende politische Wirkungen und ökonomische wie wissenschaftliche Artefakte der bewussten und rationalen menschlichen Machbarkeit sind. – In der eigentlich neuen Zeit, in der wir seit 1914 leben, verliert der „Homo faber“ bereits wieder seine Gestaltungskraft und wird selbst zum Gestalteten und Opfer seiner Epoche.

*10. Auswahl einiger Aufzeichnungen aus meinem philosophischen Tagebuch
„Aurora, goodbye! – Aus den Tagebüchern und Notizblättern eines
Philosophen“*

Eintragungen aus dem Jahr 1976:

Samstag, 29. Mai 1976

Es gibt bei den Waldarbeiten wieder einen Konflikt mit meinem Vater, der dadurch entstanden ist, dass mein Vater seine Aggressionen nicht zurückhalten kann, weil ein Baum in die falsche Richtung gefallen ist und sich mit anderen Bäumen verhängt hat. Ich helfe mit, den verbalen Wutausbruch meines Vaters zu beenden, indem ich schweige und vollkommene Ruhe und Gelassenheit zeige. – Eine Angewohnheit, die sich auch meine Mutter angeeignet hat. Schon seit meinem 13. Lebensjahr nehme ich deshalb den Stoizismus zu meinem Vorbild als Lebenshilfeschule, im Besonderen Marc Aurel. Wiederum dient mir die Philosophie als unmittelbare Lebenshilfe und ist eingewoben in meine ganz alltäglichen Lebensumstände.

Sonntag, 30. Mai 1976

Mit Vater und einigen Forstgehilfen wieder in den Wald gefahren, um auf der Ochsenhald Arbeiten zu verrichten. Wir bleiben heute bis 13 Uhr. Die Ochsenhald ist eine Waldgegend, die unterbrochen ist von jetzt saisonbedingt saftig grünen Almweiden. Da eine größere Fichte wieder und wieder nicht umfallen will, heißt mich mein Vater hinunterzugehen zum Bauernhaus des Hiermanngutes, zum Lärchenhof, um einen Schlägel und zwei größere Keile zu holen. Ich nütze diese kleine Wanderung wie einen peripatetischen Spaziergang zu persönlichen erkenntnistheoretischen Betrachtungen und beeile mich keineswegs.

Es ist Frühjahr. Ich gehe über die zartgrünen Wiesen der Ochsenhald und blicke hinunter zu unserem Lärchenhof. Bei genauem Hinsehen sprießen da und dort einige bunte Blümchen hervor. Ich pflücke einen tiefroten Seidelbast und stecke ihn mir in die Brusttasche. Von gegenüber erkenne ich das herrliche Dunkelgrün der großen Fichtenwaldbestände des Leitnerberges. Die Luft ist jetzt mild, süßlich und voll vom Geruch der frisch und kräftig anwachsenden Vegetation. In dieser Idylle vernehme ich das Summen von Bienen, das Zwitschern einiger Vögel und aus der Ferne das Gebell eines Hundes.

Was würden wohl die braven Holzknechte, die oben arbeiten, zu mir sagen, wenn ich ihnen mitteilen würde, dass all diese idyllische Alm- und Waldlandschaft, die wir hier mit unseren Sinnen wahrnehmen, real gar nicht existiert? Denn in der rein physikalisch betrachteten Wirklichkeit an sich gibt es weder Farben und Formen, auch nicht Laute und Gerüche. Alle diese Eigenschaften, welche wir mit unseren Sinnen wahrzunehmen glauben, sind letztendlich Schöpfungen unseres eigenen individuellen Weltbildes, eine artspezifische Wahrnehmung des Menschen selbst. Für eine Biene oder für einen Hund würde diese Wirklichkeit, wie wir sie wahrnehmen, ganz anders aussehen.

Den subjektiven, spezifisch menschlichen Sinneswahrnehmungen entsprechen in der objektiven, physikalischen Natur spezifische Druckwellenschwingungen bei der Schallempfindung, elektromagnetische Wellenqualitäten bei der Licht- und Farbempfindung oder kleinste Molekularbestandteile in der Luft bei der Geruchsempfindung.

Was ist dann aber die objektive und reale Wirklichkeit, welche die Naturwissenschaft zu beschreiben vorgibt? Ist diese nicht auch eine zutiefst menschliche?

Es ist erstaunlich, dass der Mensch mit den Methoden der Makro- und Mikrophysik in seinem Erkenntnisvermögen bis weit in den Weltraum vorgedrungen ist und mittlerweile selbst von der Atomstruktur Erkenntnisse gewonnen hat, dass ihn aber fundamentale erkenntnismäßige Fragestellungen anscheinend wenig berühren. – Die Welt, wie wir sie wahrnehmen, ist eine einzige Illusion! Das haben feinfühlig Philosophen und Erkenntnistheoretiker schon seit der Antike mit Recht vermutet, wenngleich gerade sie etwa von der naturwissenschaftlich orientierten Erkenntnislehre auf heftigsten Widerspruch stießen.

Eine große Frage bleibt dabei aber für mich ungelöst: Wenn die Welt, wie wir sie wahrnehmen, tatsächlich eine Illusion ist, warum können wir in dieser Welt dann mehr oder weniger erfolgreich handeln?

Vor einer Stunde fällten wir oben auf der Ochsenhald eine Lärche, die sich in der Baumkrone mit einer Esche verfangen hatte. Eine gefährliche Situation. Denn die oben brechenden Äste, welche urplötzlich herunterfallen können, waren schon oft die Quelle tödlicher Forstunfälle.

Was sollte ich also mit der Behauptung, dass gar kein schwerer Lärchenast herunterfallen könne, weil es ihn in der objektiven Realität, in der Form jedenfalls, wie wir ihn wahrnehmen, gar nicht gibt? Die Realität der faktischen Lebenswelt spricht eine andere Sprache als feinsinnige Philosophen. Und die Holzfäller auch.

Dienstag, 1. Juni 1976

Obwohl ich gestern sehr spät schlafen gegangen bin, stehe ich heute wieder früh auf, denn ich bin besessen von einer ganz großen Frage: Was ist die Wirklichkeit? Was meinen die klassischen Erkenntnistheoretiker und Philosophen dazu?

Ich bin erstaunt festzustellen, dass viele erkenntnistheoretische Schriften den artspezifischen Weltbildaufbau des Menschen überhaupt außer Acht lassen und meinen, die Welt, wie wir sie wahrnehmen, sei ein getreues Abbild der Wirklichkeit. In der Universitätsbibliothek Graz habe ich vor einiger Zeit in einem Handbuch gelesen, dass die beste Erkenntniskonzeption ohnedies der dialektische Materialismus liefere, wonach wir mit unseren Sinnesorganen ein getreues Abbild der materiellen Wirklichkeit herstellen könnten.

Auch in bisherigen Vorlesungen habe ich erfahren, dass der in erkenntnistheoretischer Hinsicht optimistische Aristoteles als fortschrittlich und diskutabel gilt, während Plato, der meint, wir könnten nur imaginäre Schatten einer unfassbaren Wirklichkeit wahrnehmen, als weltfremder Idealist verschrien ist. Auch Bertrand Russell lässt in seiner sehr populären Schrift „Probleme der Philosophie“ im ersten Kapitel „Erscheinung und Wirklichkeit“ den artspezifischen Weltbildaufbau im Erkenntnisprozess gänzlich außer Acht. Seine Argumentation lautet etwa, dass mehrere Menschen einen Tisch nur von einer unterschiedlichen Perspektive aus wahrnehmen könnten und keine einzige dieser Perspektiven biete die einzige wahre und objektive Wirklichkeit. Ähnliches stellt er bei seiner Beschreibung einer subjektiven Farbwahrnehmung fest. Es scheint, als hätte Russell vom berühmten Farbenstreit zwischen Goethe und Newton nie etwas gehört, bei dem Goethe behauptet hatte, dass den Farben Realität in der Wirklichkeit zukomme, während Newton vorweggenommen hatte, dass Farben auf unterschiedlichen Wellenqualitäten des Lichtes beruhen.

Warum gibt es in den Geisteswissenschaften, ja selbst den Naturwissenschaften noch so viele Inkonsequenzen? Ein Großteil aller Naturwissenschaftler nimmt implizit an, dass die Welt so beschaffen sei, wie jeder sie wahrnimmt, und dass man durch empirische Beobachtung die Natur exakt beschreiben und erklären könnte.

Mir scheint jedenfalls, bei vielem, was ein Naturwissenschaftler wahrnimmt und beschreibt, beschreibt er nicht Ordnungsprinzipien der Natur, sondern Ordnungsententionen seines eigenen Wahrnehmungsapparates, zu dem freilich nicht nur die Sinnesorgane, sondern auch das menschliche Gehirn zählen.

Wenn bisher etwa in der modernen Physik nicht geklärt war, ob nun Teile eines Atoms, wie Elektronen, als Teilchen oder raumgebundene Wellen aufzufassen sind, so kann man von einem kritischen erkenntnistheoretischen Standpunkt feststellen, dass es vermutlich weder das eine noch das andere oder auch beides zugleich ist. In jedem Fall entsprechen Teilchen oder Wellen der mesokosmischen menschlichen Anschauungsform. – Einen unmittelbaren und direkten Zugang zur Natur besitzt der Mensch möglicherweise mit seinen Sinnesorganen gar nicht. Die Erkenntnistheorie sollte der Monopolstellung der Philosophen und Geisteswissenschaften entnommen werden und auch Naturwissenschaftler sollten sich damit verstärkt befassen. Denn auch am Anfang der Naturwissenschaften und Philosophie in der griechischen Antike vor mehr als zweieinhalbtausend Jahren waren beide Bereiche noch vereint.

Freitag, 18. Juni 1976

Mittags rufe ich *Claudia* an, doch ihre Mutter sagt, sie sei noch nicht zu Hause. Am Nachmittag bin ich in der Tenne, es staubt fürchterlich und ich befördere mit dem Gebläse das Heu für den Winter auf einen hohen Stoß. Da kommt *Claudia* hinein und fragt mich, ob wir nach meiner Arbeit mit dem Auto wieder eine Rundfahrt machen könnten. „Natürlich“, sage ich hocheifrig. Nicht alle Menschen sind nett zu mir, schon gar nicht in meiner unmittelbaren dörflichen Umgebung. *Claudia* ist immer nett zu mir.

Ich frage sie um das Buch über Konrad Adenauer in ihrer Bibliothek, da ich einer zeitgeschichtlichen Frage nach dem Zweiten Weltkrieg, betreffend die Teilung Deutschlands, näher nachgehen will.

Am Nachmittag mit *Claudia* mit unserem Volvo den Herzogberg hinaufgefahren auf die Kochebene, dann den Mürzgraben wieder hinunter. Wir haben über vieles gesprochen, nichts jedoch über die Schule oder über Konrad Adenauer.

Eintragungen aus dem Jahr 1990:

Freitag, 10. August 1990

Die Philosophie unserer Tage befindet sich in einem ähnlichen Zustand wie ich selbst: Sie ist in einer Krise. Sie hat im Vergleich zu vergangenen Epochen so gut wie überhaupt keinen gesellschaftlichen Rückhalt mehr und ist zu einer bloßen Universitäts- und

Kathedersphilosophie von einigen gut situierten und gut dotierten Beamten verkommen. Und doch waren die Leistungen der Philosophie in der Geschichte bedeutender als die Erfindung des Rades oder der Dampfmaschine.

Die Demokratie, die Idee der Unantastbarkeit des Individuums, die Gewaltenteilung in der parlamentarischen Res publica, die Idee der Menschenrechte, der Freiheit und Gleichheit – das alles haben nicht Technokraten oder Politiker erfunden, auch nicht Künstler oder Ideologen, sondern eben Philosophen.

Die Philosophie des Abendlandes hatte ihre große Zeit in der griechischen Antike und in der europäischen Aufklärung. Warum hat sie heutzutage ihre gesellschaftliche Relevanz verloren? Dabei gäbe es so vieles zu hinterfragen und zu kritisieren. Die Sinnhaftigkeit des sogenannten „Fortschrittsprozesses“ beispielsweise, welcher den Menschen in einer immer größeren soziokulturellen Dynamik und Komplexität an die Grenzen seiner Anpassungsfähigkeit führt und dabei latent überfordert.

Erkennen und Handeln – die Grundpfeiler unseres soziokulturellen Daseins stehen auf schwachen theoretischen Beinen. Die menschliche Erkenntniskapazität ist unvollkommen und die menschlichen Handlungen sind voll von unkalkulierbaren Nebenkonsequenzen. Natürlich gibt es Philosophen, die dies postulieren, wie etwa Karl Popper, aber sie gehören nicht gerade zu den populärsten in unserer „scientific community“.

...

Sonntag, 25. August 1990

Sind Philosophen so sehr denkende Menschen, dass ihnen das Handeln gänzlich abhanden gekommen ist? Das Handeln und damit verbunden die Motivation zu Engagement und Initiativen zu setzen scheint seit alters her nicht die Domäne der Philosophie zu sein! Wie ist es sonst erklärlich, dass – und diese Frage beschäftigt mich immer wieder – nach zweieinhalbtausend Jahren Erkenntnistheorie in der Philosophie noch nicht einmal ansatzweise eine Lösung dieses Problems in Sicht ist? Kein grauer Schimmer am Horizont!

In dem zweiten großen Spezialgebiet der Philosophie, nämlich den Bemühungen um ein besseres soziales Zusammenleben, hat diese Disziplin ebenfalls wenig wirklich Produktives hervorgebracht. Alle Sozialutopien sind bislang gescheitert!

Warum kann und soll Philosophie als wissenschaftliche Disziplin mit ihrer derzeitigen Weltfremdheit an unseren Universitäten überhaupt noch bestehen?

Eintragungen aus dem Jahr 2011:

Montag, 11. April 2011

Die menschliche Art sitzt also auf dem riesengroßen Raumschiff namens Erde. Es gibt längst keine verlässlichen Navigationskarten mehr, niemand weiß, wohin die Reise geht. Die vermeintlichen Kapitäne, Navigatoren und Steuermänner dieses Schiffes sind entweder naive Unwissende, Maulhelden oder Lügner. Niemand ist mehr fähig, den Kurs dieses Schiffes zu bestimmen oder gar zu ändern.

Das soziokulturelle Dasein hat eine von menschlichem Willen, Planen und Denken unabhängige Eigendynamik erfahren! ... würden alle Menschen dieser Erde einen derartig exzessiven Lebensstandard führen wie die privilegierten Eliten unseres Planeten, wäre der endgültige Kollaps der menschlichen Art nicht erst in wenigen Jahrhunderten, sondern schon in wenigen Jahrzehnten absehbar. Und das ist wohl die wesentlichste Implikation des sog. „Fortschrittes“.

Dienstag, 12. April 2011

Was bringt uns der seit dem Beginn der europäischen Neuzeit eskalierend verlaufende wissenschaftlich-technologische Fortschritt? Ganz zweifellos bringt er uns kurzfristig und mittelfristig eine ganze Reihe an verlockenden Annehmlichkeiten und Erleichterungen der existenziellen Daseinsbewältigung. Langfristig beschleunigt er, so scheint es aus jetziger Sicht, den Untergang der menschlichen Art.

Ein Vergleich: Soziologen und Psychologen haben schon seit langem das paradoxe Phänomen festgestellt, dass etwa Lottomillionäre zwei oder drei Jahre nach ihrem unverhofften Glück in einer ungleich schlechteren Situation sind als vorher. Dies kommt unter anderem daher, weil sie mit dem unvermuteten Reichtum schlecht umzugehen vermögen, einen exzessiven Lebensstil führen, der auf die Dauer doch nicht durchzuhalten ist, und darum wieder Schulden machen und auf Kosten ihrer Nachfolger leben.

Die alten Ägypter haben uns die Pyramiden hinterlassen, die Griechen die Akropolis. Wir hinterlassen unseren Nachkommen Atommüll und eine vollkommen aus dem Gleichgewicht geratene Biosphäre.

Die menschliche Vernunft ist scheinbar das höchste und letzte Produkt der biologischen Evolution, auf jeden Fall ist sie das am wenigsten bewährte. Ameisen, die mit einem über Jahrmillionen unveränderten Erbgut auf dieser Welt ohne den Menschen sehr gut leben, bewältigen nach meinem Dafürhalten ihr Dasein mit ihrem Wissen tatsächlich besser und erfolgreicher als der hochzivilisierte Mensch.

Mittwoch, 13. April 2011

Ich bin heute wie auch die letzten Tage und Wochen auf den Leitnerberg gefahren und habe dort durch Umweltschäden abgestorbene Fichtenbäume, sog. Käferbäume, umgeschnitten und aufgearbeitet. Ein Vorteil meines reflektierenden Denkens und Handelns ist zweifellos der Bezug zur faktischen Lebensnähe. Andere sprechen von Umweltschäden und dem Klimawandel, ich erfahre ihn direkt, etwa auch bei gesteigerten Windwurfschäden in den letzten Jahren.

Eine der bedeutendsten Auswirkungen unserer Wissenschaftskultur ist das exzessiv gesteigerte Handlungspotenzial eben durch die Wissenschaften, vor allem durch die Naturwissenschaften. Einer der größten Nachteile unserer Wissenschaften ist die relative Abkoppelung ihrer Eliten von der faktischen Lebenswelt. Während das Handlungspotenzial durch die Erkenntnisse der Naturwissenschaften möglicherweise exponentiell steigt, nimmt die Erkenntniskapazität tatsächlich nur linear zu.

Die aus dem Steinzeitdasein stammende und in der Phylogenese bewährte monokausale Betrachtungsweise der Natur und Gesellschaft bestimmt weiterhin den Inhalt unserer streng separierten wissenschaftlichen Einzeldisziplinen – von der Psychologie und Glücksforschung bis hin zu den Geschichtswissenschaften, von den klassischen Disziplinen der Physik bis hin zur Biologie.

Donnerstag, 14. April 2011

Wieder für ca. acht Stunden in den Wald gefahren und mit der Motorsäge gearbeitet. Am Abend habe ich dadurch meist ziemliche Schmerzen im Lendenbereich, aber in psychischer Hinsicht tut mir die manuelle Arbeit ungemein gut und sie regt auch meine Gedanken an.

Kaum einem unserer Naturwissenschaftler, auch nicht in den klassischen Disziplinen, scheint es beispielsweise aufzufallen, dass sie tatsächlich noch immer das Grundparadigma eines Begründers der neuzeitlichen Naturwissenschaften wie Galileo Galilei verwirklichen wollen, wonach man die Natur exakt beschreiben, erklären und damit beherrschen kann. Durch die Möglichkeit und die Legitimation empirischer Beobachtungen könnte dies geschehen. Sie vertreten implizit oder explizit die Erkenntnisposition des kritischen Realismus, welcher behauptet, dass wir eben die Natur qualitativ und quantitativ beschreiben können.

Von einem kritischen erkenntnistheoretischen Aspekt aus muss jedoch festgestellt werden, dass bislang vollkommen ungeklärt ist, welche Inhalte bei naturwissenschaftlichen Aufzeichnungen aus den Ordnungsprinzipien der Natur selbst und welche Inhalte aus den Ordnungsintentionen des menschlichen Bewusstseins kommen. Somit erweisen sich nicht wenige wissenschaftliche Hypothesen und Theorien als bloße Hirngespinnste. Ihre Anwendungen beispielsweise in der Technik sind unkalkulierbar, weil voll von unvorhersehbaren Nebenkonsequenzen, welche die eigentlichen Absichten einer positiven Anwendung zuweilen bei weitem übertreffen.

Viele Vertreter des konstruktivistischen Paradigmas einschließlich des „radikalen Konstruktivismus“ stellen ihre Hypothesen in sophistischer Manier dar, ebenfalls abgehoben von der faktischen Lebenswelt, dass sie daraus unglaublich werden, weil sie nur einige Aspekte im Erkenntnisphänomen berücksichtigen, etwa den ebenfalls monokausalen Standpunkt um das menschliche Gehirn, und andere Aspekte gänzlich außer Acht lassen. Sie begehen dieselben Fehler wie die Realisten mit umgekehrten Vorzeichen.

Wenn ich abschließend meine Tagebuchaufzeichnungen betrachte, zieht sich jener Standpunkt des „Epistemologismus“, also dass man beinahe alle Phänomene der Natur und Kultur unter einem kritischen Erkenntnisaspekt betrachten sollte, wie ein roter Faden durch meine gesamten Tagebuchaufzeichnungen, wobei die hier vorgestellte Reinschrift nur ein kleiner Teil umfassenderer Aufzeichnungen ist.

Andere Philosophen gewinnen ihre Erkenntnisse vor allem aus Büchern und werden dadurch zuweilen zu plagiatsanfälligen Eklektikern. Meine philosophischen Betrachtungen entstammen vornehmlich aus Erfahrungen in der faktischen, alltäglichen Lebenswelt. – Die strukturelle Beschränkung rationaler Argumente oder die Neigung zu irrationalen Welt- und

Lebensbildern selbst in der akademischen Fachwelt ist ein Teil meines Lebensproblems geworden.

Freitag, 15. April 2011

Der große praktische Widerspruch innerhalb unserer Wissenschaftskultur, dass eben der Aufstieg der Naturwissenschaften seit der europäischen Neuzeit nicht paradiesische Zustände für einen Großteil der Menschen auf unserer Erde gebracht hat, sondern vielmehr die Gefahr des vorzeitigen Aussterbens der menschlichen Art, ist verbunden mit einem bei weitem überhöhten Ansehen unserer Wissenschaftskaste sowie mangelnder Irrtumsbeseitigung und Kritikmöglichkeit darin. – Dem entsprechen kleinere methodologische und theoretische Defizite in unseren Wissenschaften mit der vorherrschenden Tendenz von monokausalen Beschreibungs- und Erklärungsversuchen, die vielfach deshalb nicht beseitigt werden, weil es eben bequemer ist, mit den antiquierten Anschauungen weiterzuleben.

Einer der vielen Widersprüche, die mir selbst innerhalb der Naturwissenschaften auffallen, ist, dass ich tatsächlich etwas quantitativ und qualitativ exakt bestimmen kann, ohne dass dieser bestimmten Entität eine physikalische Realität zukommt. Ich kann beispielsweise Farbskalen oder Lärmpegel exakt quantitativ bestimmen, obwohl diese nur subjektive Konstruktionen des Menschen sind. Auch in der Evolutionstheorie eines Charles Darwin scheint es natürlich bequemer und einfacher, dem kausal-mechanistischen Ansatz des 19. Jahrhunderts zu huldigen, als sich auf komplexe systemtheoretische Betrachtungen einzulassen, die natürlich auch auf strukturelle Begrenztheiten der naturwissenschaftlichen Möglichkeiten hinweisen würden.

Am stärksten wirkt sich in den Naturwissenschaften die wertgebende Unklarheit über repräsentative und konstruierte Anteile in der Wahrnehmung in der Mikrophysik, etwa der Quantenmechanik, aus. Viele Unklarheiten und Unwahrscheinlichkeiten darin ließen sich bei einer primären Klärung dieses Phänomens mindern oder gar beseitigen.

Donnerstag, 21. April 2011

Karwoche und unsere Anna-Sophie hat schulfrei. Wir sind heute deshalb für ein paar Tage in ein wunderschönes Hotel nach Pöllau gefahren, um ein wenig zu entspannen und Urlaub zu machen. Die Natur zeigt sich in dieser wunderschönen Gegend in der Oststeiermark von ihrer

schönsten Seite und wir erleben die Blüte der Bäume in voller Pracht. Jammerschade, dass der Mensch drauf und dran ist, seine Biosphäre in den nächsten Jahrzehnten oder zumindest Jahrhunderten gänzlich zu zerstören.

Eine Grundfrage der abendländischen Philosophie war bis jetzt mit recht das Erkenntnisproblem. Zu wenig beachtet wurde meiner Ansicht nach, dass Informationsgewinn und Erkenntnis keineswegs Selbstzweck sein können, sondern eingebunden sind in einen umfassenden physiologischen und biologischen Lebensregelkreis, und die Grundlage des menschlichen Verhaltens darlegen soll. Schon im Steinzeitdasein war kaum ein Mensch fähig, eben durch die strukturelle Beschränktheit der menschlichen Erkenntniskapazität, die ganze Konsequenz einer einzigen Handlung abzusehen. Um wie viel schlimmer muss sich diese phylogenetische Anlage in hochkomplexen Zivilisationen auswirken mit dem exzessiv gesteigerten Handlungspotenzial unserer Naturwissenschaften?

Die Grundfrage aller zukünftigen Wissenschaften sollte nicht mehr der ohnedies unmögliche Versuch einer direkten Beschreibung und Erklärung von Naturphänomenen sein, sondern die Abwägung und Kalkulationen des menschlichen Handelns und Verhaltens in den direkten und weitgehend unkalkulierbaren Nebenkonsequenzen des sog. technischen Fortschritts.

Objektiviertes Wissen wird dabei nicht ausreichen, die Fortschrittsdynamik einzudämmen, metaphysische Werthaltungen im weitesten Sinn wie etwa auch eine Moral, die nicht nur den Menschen betrifft, sondern die gesamte Biosphäre, werden dabei unverzichtbar sein.